

Ludwig Uhland

Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter

Aus den Vorlesungen über Geschichte der altdeutschen Poesie.

Erster Hauptabschnitt: Die Heldensage.

Um der Betrachtung dieses ältesten und ursprünglichst-einheimischen Kreises deutscher Dichtung freie Bahn zu öffnen und zum voraus jede Beschränkung wegzuräumen, welche aus der herkömmlichen Lehre von der Epopöe als einer Kunstform hervorgehen könnte, sprechen wir zuerst vom Wesen der Volkspoesie im allgemeinen.

Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schoße derselben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirge emporsteigt, so über und aus dem Leben der Völker ihre Poesie. Der Drang, der dem einzelnen Menschen innewohnt, ein geistiges Bild seines Wesens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern als solchen schöpferisch wirksam, und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Darin eben, in dem gemeinsamen Hervorbringen, nicht in dem nur äußerlichen Merkmale der Verbreitung, haftet der Begriff der Volkspoesie und aus ihrem Ursprung ergeben sich ihre Eigenschaften.

Wohl kann auch sie nur mittelst einzelner sich äußern, aber die Persönlichkeit der einzelnen ist nicht wie in der Dichtkunst literarisch gebildeter Zeiten vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben sich berühmte Sängernamen erhalten, und wo dieselbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht.

Meist jedoch sind die Urheber der Volksgesänge unbekannt oder bestritten¹, und die Genannten selbst, auch wo die Namen nicht ins Mythische sich verlieren, erscheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die einzelnen stören nicht die Gleichartigkeit der poetischen Waffe, sie pflanzen das Überlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geist und Form übereinstimmend an, sie führen nicht abgesonderte Werke auf, sondern schaffen am gemeinsamen Bau, der niemals beschlossen ist. Dichter von gänzlich hervorstechender

¹ Vgl. Wüllner, De cyclo epico poetique cyclicis. Monaster. 1825. S. 45.

Eigentümlichkeit können hier schon darum nicht als dauernde Erscheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Poesie das Eigentümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuschleift und nur ein allmähliches Wachstum gestattet.

Vornehmlich aber läßt ein innerer Grund die Überlegenheit der einzelnen nicht aufkommen. Die allgemeinste Teilnahme eines Volkes an der Poesie, wie sie zur Erzeugung eines blühenden Volksgesanges erforderlich ist, findet notwendig dann statt, wenn die Poesie noch ausschließlich Bewahrerin und Ausspenderin des gesamten geistigen Besitztums ist. Eine bedeutende Abstufung und Ungleichheit der Geistesbildung ist aber in diesem Jugendalter eines Volkes nicht gedenkbar; sie kann erst mit der vorgerückten künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung eintreten. Denn wenn auch zu allen Zeiten die einzelnen Naturen mehr oder weniger begünstigt erscheinen, die einen gebend, die andern empfangend, die geistigen Anregungen aber das Geschäft der Edleren sind, so muß doch in jenem einfacheren Zustande die poetische Anschauung bei allen lebendiger, bei den einzelnen mehr im allgemeinen befangen gedacht werden. Die Harfe geht noch von Hand zu Hand wie bei den Gastmahlen der Angelsachsen; die ganze Masse ist noch wie ein Zug von Wandervögeln in der poetischen Schwebung begriffen, und die einzelnen fliegen abwechselnd an der Spitze. Die geistigen Richtungen sind noch ungeschieden und darum der Eigentümlichkeit keine besondern Bahnen eröffnet; das künstlerische Bewußtsein steht noch nicht dem Stoffe gegenüber, darum auch keine absichtliche Mannigfaltigkeit der Gestaltung; der Stoff selbst, im Gesamtleben des Volkes festbegründet, durch lange Überlieferung geheiligt, gibt keiner freieren Willkür Raum. Und so bleibt zwar die Tätigkeit der Begabteren unverloren, aber sie mehrt und fördert nur unvermerkt; die reichste Quelle, die den Strom des Gesanges schwellt, ist doch in ihm nicht auszuscheiden.

Auf keiner Stufe der poetischen Literatur, selbst nicht bei dem schärfsten Gepräge dichterischer Eigentümlichkeiten, kann der Zusammenhang des einzelnen mit der Gesamtbildung seines Volkes völlig verleugnet werden. Erscheinungen, die in Nähe und Gegenwart schroff auseinanderstehen, treten in der Ferne der Zeit und des Raumes in größeren Gruppen zusammen, und diese Gruppen selbst zeigen unter sich einen gemeinsamen Charakter. Stellt man sich so dem gesamten poetischen Erzeugnis eines Volkes gegenüber und vergleicht man es nach außen mit den Gesamtleistungen anderer Völker, so betrachtet man dasselbe als Nationalpoesie; für unsern Zweck war es um den innern Gegensatz zu tun, um die Volkspoesie in ihrem Verhältnisse zur dichterischen Persönlichkeit.

Daß die Volkspoesie nur in mündlichem Vortrag lebe, ist bereits angedeutet worden. Man könnte sagen: aus dem einfachen Grunde, weil solche Völker die Schrift noch gar nicht kennen oder nicht allgemeiner zu gebrauchen wissen. Aber wessen der menschliche Geist bedarf, das erfindet oder erlernt er; reicht ihm Sang und Sage nicht mehr aus, so erfindet er die Schreibkunst; bei gesteigertem Bedürfnis erfand er den Bücherdruck. Auf derjenigen Bildungsstufe nun, auf welcher der Volksgesang gedeiht, wird der Buchstabe gar nicht vermißt. Hier gilt einzig die große Bilderschrift mächtiger Gestalten der Natur und des Menschenlebens. Die Betrachtung der Welt geschieht nicht mit dem Messnetze des Gedankens, sondern mit dem Spiegel der Phantasie; was vor dieser in klarem Bilde steht, wird im tönenden Worte weiter und weiter mitgeteilt. Wie sollte das volle, farbige Lebensbild in den toten Schriftzug zusammenschrumpfen? Die Rune, wenn sie auch bekannt ist, wird mit Scheue betrachtet als ein bannender Zauber. Noch grünt die Aesche, die im Runenalphabet zum A erstarrt.

Das nun, daß die Gebilde der Volkspoesie lediglich mittels der Phantasie und des angeregten Gemütes durch Jahrhunderte getragen werden, bewährt dieselben als probehaltig. Was nicht klar mit dem innern Auge geschaut, was nicht mit regem Herzen empfunden werden kann, woran sollte das sein Dasein und seine Dauer knüpfen? Die Schrift, die auch das Entseelte in Balsam aufbewahrt, die Kunstform, die auch dem Leblosen den Schein des Lebens leiht, sind nicht vorhanden. Auch nicht Wort und Tonweise, im Gedächtnis festgehalten, können das Richtige retten; denn das schlichte Wort ist in jenen Zeiten keine Schönheit für sich, es lebt und stirbt mit seinem Gegenstande; die einfache Tonweise, wenn sie selbst Dauer haben soll, muß ursprünglich einem Lebendigen gedient haben. Je fester und lebensvoller jene echten Gebilde dastehen, je weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreise aufkommen und geduldet werden.

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren sie durch viele Geschlechter unvertilgbar fortbestehen? Ohne Zweifel darin, daß sie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftiger Menschheit wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse treten hier gleichsam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann gerade den Zeiten, welche durch gesellige, künstlerische und wissenschaftliche Verfeinerung solchen ursprünglichen Zuständen am

fernsten und fremdesten stehen, der Rückblick auf diese lehrreich und erquicklich sein; so ungefähr, wie der größte der römischen Geschichtschreiber aus seinem welken Römerreich in die frischen germanischen Wälder, auf die riesenhaften Gestalten, einfachen Sitten und gesunden Charakterzüge ihrer Bewohner vorhaltend und weissagend hinüberzeigte.

Wenn wir uns im bisherigen die Volkspoesie nach ihrem vollsten Begriffe gedacht haben, so ist doch leicht zu erachten, daß sie in ihrer geschichtlichen Erscheinung bei verschiedenen Völkern, nach Gehalt und Umfang, in sehr mannigfachen Abstufungen und Übergängen sich darstellte. Wie das Leben jedes Volkes wird auch das Bild dieses Lebens, die Poesie, beschaffen sein. Ein Hirtenvolk, in dessen einsame Gebirgstäler der Kampf der Welt nur fernher in dumpfen Widerhallen eindringt, wird in seinen Liedern die beschränkten Verhältnisse ländlichen Lebens, die Mahnungen der Naturgeister, die einfachsten Empfindungen und Gemütszustände niederlegen; sein Gesang wird idyllisch-lyrisch austönen.

Ein Volk dagegen, das seit unordentlicher Zeit in weltgeschichtlichen Schwingungen sich bewegt, mit gewaltigen Schicksalen kämpft und große Erinnerungen bewahrt, wird auch eine reiche und großartige Heldensage, voll mächtiger Charaktere, Taten und Leidenschaften aus sich erschaffen, und wie sein Leben weitere Kreise zieht und größere Zusammenhänge bildet, wird auch seine Sage sich zum Epos, zum epischen Zyklus, verknüpfen und ausdehnen. Diese Entfaltung zu einem umfassenden Epos, das Bedeutendste, was die Volkspoesie erzeugen kann, ist uns nun auch in den Heldenliedern des deutschen Mittelalters aufbewahrt.

Ich gedenke später einmal, in einem besondern Kursus, eine geschichtliche Übersicht der gesamten Volkspoesie der neuuropäischen Völker zu geben. Es werden sich bei diesen alle Spielarten und Abstufungen des Volksgesanges, teils untergegangen, teils noch bestehend, nachweisen lassen. Es wird sich dann auch zeigen, wie überall die Volkspoesie in dem Maße zurückgewichen, in welchem die literarische Bildung und die mit ihr verbundene Herrschaft dichterischer Persönlichkeit vorgeschritten, und daß dieselbe nur da noch lebe und blühe, wo eine Literatur noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Bedeutende Aufschlüsse geben in letzterer Beziehung die neueren Mitteilungen aus dem Volksgesange zweier Völker, welche eben erst im Begriffe sind, nach harten Kämpfen ihre Stelle unter den kultivierten Nationen des heutigen Europas einzunehmen; ich meine die Neugriechen und die Serben. Bei den erstern ist der Fall von Suli (Dez. 1803), der Tod des Markos Bozaris (1823) kaum erlebt und schon auch in herkömmlicher, volksmäßiger Weise gesungen. Im serbischen Gesange werden,

neben den vielen Liedern aus dem häuslichen Leben, fortwährend die heimischen Taten gefeiert, von den halb fabelhaften der alten Helden Duschau und Marko bis zu den neuesten des letzten Aufstandskrieges. Bei beiden Völkern ist auch gewiß dieser fortlebende vaterländische Gesang nicht ohne merklichen Einfluß auf die Erhaltung und den neuen Aufschwung des Nationalgefühls geblieben. Von Heldenliedern und Märchen, wie sie in Schweden, Nordbritannien, auf den Faröen noch heute zum Tanze gesungen werden, sind in Deutschland nur noch verlorene Klänge hörbar. Hier hat zwar die Volkspoesie einst einen der großartigsten epischen Kreise gebildet, aber dieser ist längst abgeschlossen. Gedeihen und Absterben der Volkspoesie hängen überall davon ab, ob die Grundbedingung derselben, Teilnahme des gesamten Volkes, feststehe oder versage; ziehen die edleren Kräfte sich von ihr zurück, dem Schriftentum zugewendet, so versinkt sie notwendig in Armut und Gemeinheit.

Wenn nun auch eine vergleichende Zusammenstellung des deutschen Epos mit der epischen Volksdichtung anderer Völker der Alten und Neuen Welt nicht in unsrer dermaligen Aufgabe liegt, und wenn nicht zu bestreiten ist, daß die Geschichte der poetischen Entwicklung jedes Volkes zunächst aus dessen eigensten Zuständen entnommen werden solle, so ist doch nicht minder gewiß, daß die von allen Seiten neuerschlossenen Quellen des Volksgesangs auch für die richtige Ansicht des längst Vorhandenen und Bekannten von größter Wichtigkeit sind, daß die entsprechenden Erscheinungen bei so vielen Völkern auf ähnlicher Stufe des geselligen Zustandes sich gegenseitig erklären und auf gemeinsame Bildungsgesetze hinweisen, und daß daher der Blick auf diesen größern Zusammenhang geöffnet sein muß, wenn die historische Behandlung der Poesie eines einzelnen Volkes vor Willkür und Vorurteil gesichert sein soll. Die bekannte Frage über die Abschaffung der homerischen Gedichte wird ohne solchen Ausblick auf die Universalgeschichte der Volkspoesie niemals zu einer einleuchtenden Entscheidung gelangen können. Bei der nachfolgenden Erörterung des einheimischen Epos wird uns derselbe, auch ohne ausdrückliche Bezugnahme im einzelnen, stets zur Leitung dienen. Umgekehrt aber wird die deutsche Heldensage, die in reicher, durch viele Jahrhunderte verfolgbarer Entwicklung vor uns liegt, auch von ihrer Seite als eine der bedeutendsten Quellen zur rechten Einsicht in das Wesen und den Bildungsgang der epischen Volkspoesie anzuerkennen sein. W. Grimm sagt in seiner Schrift über die deutsche Heldensage (S. 336):

„Wir genießen den Vorteil, die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten zu können, welche von den ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen. Es gibt kein andres Volk, das sich dieses Vorteils in solcher Ausdehnung erfreue.“

In der Betrachtung dieses deutschen Epos werde ich nun den Gang nehmen, daß ich zuvörderst den Inhalt der Heldenlieder, da ich solchen nicht als bekannt voraussetzen darf, im Umriß darlege; sodann denselben nach seinen Hauptelementen, dem geschichtlichen, dem mythischen und dem ethischen, erläutere; endlich die Formen entwickle, in welchen dieser poetische Stoff dargestellt, ausgebildet und zuletzt mittels schriftlicher Auffassung festgehalten worden ist.

Ich werde dann aber auch im gegenwärtigen ersten Hauptabschnitte der Betrachtung des umfassendern, in sich abgeschlossenen epischen Zyklus in besonderer Aufzählung diejenigen heroischen Dichtungen anreihen, welche, gleichfalls auf einheimischer Sage beruhend, doch für sich vereinzelt stehen geblieben sind oder einen größern Kreis zu bilden nur versucht haben. Hier begegnen wir einer Reihenfolge geschichtlicher Helden bis in das Geschlecht der Hohenstaufen selbst, und diese sichtbar erst aus der spätern Geschichte sich entwickelnde Sagendichtung bahnt uns den Übergang zu den noch halb fabelhaften Reimchroniken, in welchen umgekehrt die Historie aus der Sagenpoesie sich abzulösen beginnt.

I. Inhalt der Heldensage im Umriß

Der Hauptinhalt unsrer Heldensage war nicht bloß in Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden verbreitet. Damit ergibt sich eine doppelte Gestaltung derselben, die deutsche und die nordische. Beide sind, wenn auch in der Wurzel zusammenhängend, doch in der Entfaltung bedeutend verschieden; die nordische, noch ganz dem heidnischen Altertum angehörend, erläutert uns den früheren Zustand der deutschen; aus der Zusammenstellung beider geht uns erst der volle Gehalt des Ganzen hervor.

A. Deutsche Gestaltung der Sage

Es sind achtzehn deutsche Gedichte, größeren oder geringeren Umfangs, welche aus diesem Sagenkreise auf uns gekommen sind. Wir zählen aber zu ihnen noch ein lateinisches, von einem Deutschen offenbar nach heimischer Quelle abgefaßtes. Mehrere derselben sind in doppelter oder mehrfacher Behandlung desselben Stoffes vorhanden.

Diese Gedichte sind folgende: 1. Rother (Ruther), 12. Jhd.; 2. Otnit, 13. Jhd.; 3. Hugdietrich und Wolfdietrich, in zwei verschiedenen Gestaltungen, 13. Jhd.; 4. Etzels Hofhaltung, 15. Jhd.; 5. Dietrichs Drachenkämpfe, 13.-14. Jhd.; 6. Sigenot, 13. Jhd.; 7. Ecken Ausfahrt, 13. Jhd.; 8. Biterolf und Dietleib, 13. Jhd.; 9. Laurin, 13. Jhd.; 10. Der Rosengarten zu Worms, in mehrfachen Darstellungen, 13. Jhd.; 11. Alphart, 13. Jhd.; 12. Dietrichs Flucht, 13.-14. Jhd.; 13. Schlacht vor Raben, ebenso; 14. Hildebrand und sein Sohn, Bruchstück aus dem 8. Jhd. und späteres Volkslied; 15. Walther, lateinisch, 10. Jhd., 16. Hörnen Siegfried, 13.-14. Jhd.; samt dem Volksbuche gleichen Inhalts; 17. Nibelungenlied, Schluß des 12. Jhd.; 18. Klage, 13. Jhd.; 19. Gudrun, 13. Jhd.

Wir besitzen in verschiedenen mehr oder weniger kritischen Sammlungen und besondern Ausgaben zwar im ganzen das Korpus dieses Gedichtkreises, aber manches doch nur in spätern Überarbeitungen oder in einzelnen Darstellungen, während die ältern Texte und andere nicht weniger merkwürdige Versionen noch in der Handschrift liegen.

Mit den aufgezählten Gedichten ist übrigens der einstige Umfang des Sagenkreises keineswegs erschöpft. Jene selbst weisen auf manches Fehlende hin. Auch anderwärts ist der Inhalt vermißter Stücke angedeutet. Die reichste Quelle der Ergänzung aber bietet der Norden. Denn außer der eigentümlich nordischen Gestaltung der Sage haben wir die große, in isländischer, d. h. der dem älteren Skandinavien gemeinschaftlichen Sprache abgefaßte Vilkenen- oder Dietrichssage vom Ende des 13. Jahrhunderts (Grimm, Heldens., S. 175), welche laut der Erklärungen, die in ihr selbst enthalten sind, nach deutschen Gedichten und mündlichen Überlieferungen zusammengesetzt ist, auch im ganzen mit der deutschen Sagenbildung übereinstimmt und bedeutende Lücken derselben ausfüllt.

Demselben deutsch-nordischen Zweige gehört auch eine Reihe altdänischer Heldenlieder oder Balladen (Kjämpeviser) an. Sie sind neu herausgegeben in:

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. 1. Del. Kjöbenh. 1812. Deutsch: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

Ich werde mich aber in den folgenden Auszügen auf den Bestand der deutschen Geschichte beschränken. Es ist mir darum zu tun, daß vorerst geschieden bleibe, was erklärt werden soll und was zur Erklärung dient, die Frage und die Antwort. Deshalb werde ich die verwischten Verbindungen der Lieder unter sich hier noch nicht herzustellen, das Lückenhafte nicht zu ergänzen suchen; eine Ahnung des Zusammenhangs wird sich von selbst ergeben. Auf der andern Seite ist der Hauptzweck dieser Auszüge, daß der Gegenstand, von dem es sich handelt, vor das Auge trete, daß die Bilder, welche zu deuten sind, sich hervorstellen und dem Gedächtnis einprägen, damit, wenn künftig Namen genannt werden, zuvor schon die Gestalten dazu gegeben seien. Zu diesem Zweck ist es nötig, das verwirrende Nebenwerk abzustreifen, was allzusehr verdunkelt ist, vorderhand beruhen zu lassen, nur das eigentlich Sagenhafte in seiner jetzigen Gestaltung und das für sich Anschauliche auszuheben. Ich werde daher nirgends erweitern oder hinzusetzen, sondern überall (wie es schon die Masse dieser Gedichte mit sich bringt) zusammendrängen und abkürzen. Wer ausführlichere Analysen zu lesen wünscht, findet solche in dem Buche:

Heldenlieder aus den Sagenkreisen Karls des Großen, Arthurs, der Tafelrunde und des Grals, Attilas, der Amelungen und Nibelungen. Herausg. Von F. H. v. d. Hagen. 2 Tle. Breslau 1823 (mit 60, etwas buntscheckigen Bildern).

Hier sind die deutschen Heldengedichte (mit Ausnahme von Rother und Gudrun) ihrem ganzen Inhalte nach und mit umständlichen Ergänzungen aus der Wilkina-Saga auf 792 Oktavseiten ausgezogen.

In diesen deutschen Liedern sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge (gotische Sage), die Nibelunge (rheinisch-burgundische Sage) und die Hegelinge (niedersächsische Sage).

Von den neunzehn zuvor aufgezählten Liedern sind dem Ruhme der Amelungen, Dietrichs von Bern und seiner Stammgenossen zumeist die vierzehn erstgenannten gewidmet, die vier

weitem beziehen sich vorzugsweise auf die Nibelunge; das letzte handelt von den Hegelingen. Wie im Nibelungenliede selbst übrigens, so treffen auch in solchen Liedern, die wir zunächst dem Amelungenstamme zugeschrieben haben, vorzüglich den Rosengartenliedern und Dietleib, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen.

Wir ordnen hiernach auch die folgenden Umriss.

1. Die Amelunge.

Rother. [...]

Otnit. [...]

Hugdietrich. [...]

Wolfdietrich. [...]

Dietrich von Bern. [...]

Sigenot. [...]

Ecke. [...]

Biterolf und Dietleib. [...]

Laurin. [...]

Der Rosengarten zu Worms.

Zu Worms am Rheine wohnt König Gibich mit drei Söhnen und seiner Tochter Kriemhild. Um diese freit Siegfried aus Niederland, der so stark ist, daß er Leuen fängt und an den Schwänzen über die Mauern hängt. Kriemhild hat viel Wunders von dem Berner gehört und sinnt darauf, wie sie die zween kühnen Männer zusammenbringe, um zu sehen, welcher das

Beste tue. Sie hat einen Rosengarten, eine Meile lang und eine halbe breit, mit einem seidenen Faden umspannt und von zwölf Recken gehütet. Einen Boten sendet sie gen Bern an Dietrich: mit zwölfen seiner Recken soll er zum Rheine kommen; welcher einen der Ihrigen besiege, dem soll ein Kranz von Rosen, ein Halsen und Küssen von ihr werden. Dietrich hat zu Bern Rosen genug, aber den Trotz will er nicht dulden. Er bricht auf mit seinen Recken, nur der zwölfte fehlt noch. Dazu holen sie aus dem Kloster Eisenburg den streitbaren Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder. Ilsan verspricht, sämtlichen Klosterbrüdern Kränze heimzubringen, sie sollen für sein Heil beten. Jene aber beten, daß er nicht wiederkehre. So fahren die Helden mit einem Heere von sechzig Tausenden zum Rheine. Dort finden sie den riesenhaften Fergen Norprecht, der zum Fährlohn Hand und Fuß begehrt. Ilsan ruft ihn herüber, als soll' er zwölf geistliche Brüder überführen. Als Norprecht den Mönch in Waffen findet, schlägt er nach ihm mit dem Ruder, wird aber von Ilsan mit Faustschlägen bezwungen und muß die Gäste überschiffen. Sie legen sich vor Worms auf das Feld, und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Zuerst springt Wolfhart in den Garten, besteht den Riesen Pusold und schlägt ihm das Haupt ab; Kriemhild lohnt mit Rosenkranz, Halsen und Küssen. Ortwin, Pusolds Bruder, will Rache nehmen; ihn fällt der Wölfling Sigestab und empfängt den Dank. Jetzt kommt der Riese Schrutan, seine Brudersöhne zu rächen; Heime soll ihn bestehen, zögert erst, aber von Hildebrand ermahnt, bekämpft er den Riesen, wird bekränzt und geküßt. Der riesenhafte Asprian, zwei Schwerter führend, wadet durch die Rosen; gegen ihn will Wittich nicht eher sich wagen, bis ihm für sein Roß Falke Dietrichs Scheming verheißen wird; dann kämpft er und treibt den Riesen in die Flucht. Gegen Studienfuß vom Rheine tritt Bruder Ilsan vor; die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, aber er gibt dem Gegner kräftig den Segen, bis Kriemhild die Kämpfenden scheidet und dem Mönche Kranz und Kuß gewährt. Im sechsten Kampfe halten sich Walther von Wasgenstein und der junge Dietleib so mannlich die Wage, daß Kriemhild beide bekränzt. Volker von Alzei, der Spielmann, durch harte Helme blutig fiedelnd, entweicht doch vor Dietrichs Recken Ortwin, der den Kranz davonträgt. Ebenso Held Hagen vor dem getreuen Eckhard, der wohl die Rosen nimmt, aber nicht den Kuß von einer ungetreuen Maid. Gernot, Kriemhilds Bruder, weicht vor Helmschrot, und sie setzt diesem den Kranz auf. Gunther, ihr ältester Bruder, geht zum Kampfe mit Amelolt von Garten, holt tiefe Wunden und wird nur gerettet, indem Amelolt den Kranz empfängt. Der alte König Gibich selbst wappnet sich, kämpft mit Hildebrand und wird von des Meisters Schirmschlage hingestreckt; Kriemhild bittet für des Vaters Leben, Hildebrand verlangt dafür ein Kränzlein für seinen grauen Kopf, den Kuß will er seiner lieben Hausfrau behalten. Der zwölfte springt Siegfried von Niederland auf den Plan und sucht trotzig seinen Gegner. Aber

Dietrich von Bern scheut den Recken, der den Drachen schlug und dessen Haut hörnen ist. Hildebrand, der alte Zuchtmeister, straft seinen Zögling lange mit Worten, zuletzt mit einem Faustschlag. Dietrich, ergrimmt, schlägt auf ihn mit dem Schwerte, dann rennt er zum Streite mit Siegfried. Laut schallen ihre Schwerter, Dietrich wird durch den Helm getroffen und strömt von Blut, während kein Streich auf Siegfried haftet. Da hört Hildebrand, sein Herr fechte übel. Dietrich sei noch nicht im Zorne, meint der Meister und sinnt auf Rat. Wolfhart muss in den Garten rufen, Hildebrand sei gestorben von Dietrichs Schlägen. Darüber fährt dem Berner die Flamme vom Mund, wie einem Drachen. Siegfried trieft vor Hitze; durch Harnisch und Horn schlägt ihn Dietrich und treibt ihn um, bis er Kriemhilden in den Schoß fällt. Einen Schleier wirft sie über ihn, dennoch will Dietrich ihn und alle, die im Garten sind, erschlagen. Hildebrand aber springt herzu: „Du hast gesiegt, nun bin ich wieder geboren!“ Da läßt Dietrich von seinem Zorn und nimmt Rosenkranz und Kuß. Die zwölf vom Rheine sind nun besiegt, der Mönch Ilsan aber hat all seinen zweiundfünfzig Brüdern Kränze gelobt. Ebensoviel Recken fordert er noch auf den Plan und sticht sie nacheinander vom Rosse. Gleiche Zahl von Küssen muß ihm Kriemhild geben; er reibt sie mit seinem rauhen Barte, daß ihr rosenfarbes Blut fließt. König Gibich muß sein Land von Dietrich zu Lehen nehmen; er verflucht den Garten, der die Rosen trug, und den Übermut der Tochter. Fröhlich reiten die Sieger nach Bern zurück; der Mönch kehrt in sein Kloster, zum Schrecken der Brüder. Die Rosenkränze drückt er in ihre Platten, bis das Blut von der Stirne rinnt, damit auch sie ihr billig Teil darum leiden.

Dietrichs Flucht. [...]

Alphart. [...]

Schlacht vor Raben. [...]

Hildebrand und Alebrand. [...]

2. Die Nibelunge.

Walther.

Etzel, mit Heeresmacht die Westreiche durchziehend, empfängt von den Königen Zins und Geisel. Gibich, der Franken König zu Worms, dessen eigener Sohn Gunther noch zu klein ist, gibt den Jüngling Hagen aus edlem Trojerstamme samt großer Schatzung. Der Burgundenkönig Herrich, zu Cavillon², gibt sein einzig Töchterlein Hiltgund, Alphonse, König in Aquitanien, seinen jungen Sohn Walther, durch Gelöbniß der Väter für Hiltgund bestimmt. Hagen und Walther werden bei Etzeln wohl erzogen; sie tun es allen Hunnen in den Künsten des Kriegs zuvor und führen des Königs Heere. Hiltgund, der Frauenarbeit kundig, gewinnt die Huld der Königin und wird der Schatzkammer vorgesetzt. Indes stirbt Gibich; sein Nachfolger Gunther kündigt Bündnis und Zins den Hunnen auf. Als Hagen dies erfahret, entflieht er bei Nacht. Damit nicht auch Walther, des Reiches Trost, entfliehe, will Etzel, nach dem Rate der Königin, ihn mit einer hunnischen Fürstentochter vermählen. Walther lehnt die Heirat ab, als würde sie ihn im Dienste des Königs säumig machen. Als er nun einst von einer Heerfahrt sieghaft zurückkehrt, trifft der Hiltgunden allein. Er küßt sie, läßt sich von ihr den Becher reichen und drückt ihre Hand, zur Erinnerung des Verlöbnisses; dann beredet er mit ihr die Flucht aus der langen Verbannung. Längst wär' er entflohen, wenn er die Jungfrau hätte zurücklassen wollen. Der Abrede gemäß gibt Walther dem König ein großes Mahl, wobei sämtliche Gäste in Trunkenheit und tiefen Schlaf versenkt werden. Hiltgund ladet zweien Schreine mit goldnen Armringen aus der Schatzkammer. Die Schreine werden Walthers Roß Leo an die Seiten gehängt, das die Jungfrau am Zügel führt. Der Held schreitet in voller Rüstung, mit Schild und Speer, Hiltgund trägt eine Angelrute. So ziehen sie in der Nacht davon und streichen, das bebaute Land meidend, durch unwegsame Wälder und Gebirge, mit Vogelstellen und Fischfang sich nährend. Der Jungfrau schlägt das Herz, wenn der Wind die Zweige rührt oder ein Vogel hindurchrauscht. Vergeblich aber hat Etzel sein Gold ausgeboten, wer ihm den Flüchtling zurückbringe; kein Hunne wagt es, den Helden zu verfolgen. Am vierzigsten Abend gelangen Walther und Hiltgund zum Ufer des Rheines bei Worms. Für die Überfahrt gibt Walther Fische, die er früher gefangen. Diese bringt der Ferge morgens zur Stadt, und sie kommen auf den Tisch den Königs Gunther, der sich wundert, in Frankenland solche Fische zu sehen. Der Fährmann, befragt, woher die Fische seien, erzählt von dem wandernden Recken und der schönen Jungfrau, auch daß beim Tritte des Rosses die

² Cavillonis, Châlon sur Saône.

Schreine wie von Gold und Edelsteinen erklingen. Hagen, der mit am Tische sitzt, errät, daß sein Geselle Walther von den Hunnen kehre. Da jubelt König Gunther, daß der Schatz, den sein Vater gezinst, in sein Reich zurückgekommen. Sogleich wählt er zwölf Recken, den Wandernden nachzujagen; Hagen selbst, obgleich er abrät, ist von der Zahl. Derweil ist Walther in den Wasgenwald gekommen, ein wildreiches Waldgebirge, das oft von Hörnern und Hunden widerhallt. Dort bilden zween überhangende Berggipfel eine Kluft mit frischbegrüntem Boden. An dieser sichern Stelle will Walther ruhen, er hat bisher nie anders geschlafen, als auf den Schild gestützt; jetzt entledigt er sich der Waffen und legt sein Haupt in den Schoß der Jungfrau, die, über ihm wachend, von hier aus weit die Gegend überschaut. Ferne den Staub von Rossen gewahrend, weckt sie Walthern. Er wappnet sich, faßt Schild und Speer und stellt sich an den Eingang der Höhle. Hiltgund, die Hunnen fürchtend, bittet ihn, ihr das Haupt abzuschlagen, damit sie keines andern werde. Der Held aber erkennt die Nibelunge und am Helme seinen Gesellen Hagen, der allein ihm Sorge macht. König Gunther hat die Spur im Sande verfolgt; mit seinen Recken herangesprengt, sendet er den Kamelo von Metz, um Walthern das Pferd mit den Schreinen zusamt der Jungfrau abzufordern. Der Held bietet, wenn man ihm den Kampf erlasse, hundert Goldringe. Hagen rät dem Könige, solches anzunehmen; als aber all seine Warnung vergeblich ist; reitet er hinweg und setzt sich auf einen nahen Hügel. Kamelo wird nochmals abgeschickt, von Walthern den ganzen Schatz zu verlangen und, wenn er zögere, ihn zu bestehen. Vergebens bietet Walther zweihundert Goldringe. Kamelo wirft den Speer, dem Walther ausweicht; den seinigen werfend, lähmt er Kamelos Rechte und durchsticht ihn mit dem Schwerte. Der Reiche nach kämpfen Skaramund, Kamelos Neffe, Werhard, der Sachse Eckevid, Hadwart, Patavid, Hagens Schwestersohn, vom Oheim und von Walthern selbst vergeblich abgemahnt, Gerwit, Randolf Helmnod, Trogunt von Straßburg, Tanast von Speier. Der enge Pfad gestattet je nur einem den Angriff, und so werden sie nacheinander von Walthern in mannigfachem Kampf erlegt. König Gunther, allein noch übrig, flieht zu Hagen und fleht ihn, sich zum Streit zu erheben; nach langer Weigerung rät Hagen, zuvörderst Walthern aus der Feste zu locken. Sie reiten weg und legen sich auf die Lauer. Indes ist die Sonne zur Rast gegangen, Walther will nicht wie ein Dieb in der Nacht entweichen, er verhegt den Weg zur Höhle mit Dornen und bindet die erbeuteten Rosse fest. Auf den Schild gelagert schläft er die erste Hälfte der Nacht, indes die Jungfrau, zu seinem Haupte sitzend, mit Gesange sich wach erhält. Dann legt Hiltgund sich zum Schlummer und Walther, auf den Speer gelehnt, hält Wache. Am Morgen beladet er vier jener Rosse mit den Waffen der Erschlagenen, auf das fünfte setzt er die Braut, und das sechste besteigt er selbst. Nicht weit sind sie im Tale gezogen, als hinter ihnen Gunther mit

Hagen daherjagt. Sogleich heißt Walther die Braut mit dem Rosse Leo, das den Schatz trägt, in das nahe Gehölz reiten; er selbst stellt sich dem Angriff. Hagen, um seinen Neffen Rache suchend, wird umsonst von Walthern der alten Freundschaft gemahnt, umsonst ihm ein Schild voll Goldes geboten. Von der zweiten bis zur neunten Stunde wehrt Walther sich im Fußkampfe gegen die beiden. Jetzt wirft er auf Hagen gewaltig den Speer und, zugleich Gunthern mit dem Schwert anlaufend, haut er diesem ein Stück vom Schenkel, daß der König auf seinen Schild niederstürzt. Walther will ihm den Todesstreich geben, aber Hagen streckt sein Haupt dazwischen, an seinem Helme zerspringt das Schwert, und als Walther zürnend das Heft wegwirft, schlägt ihm Hagen die rechte Hand ab. Mit dem wunden Arme faßt Walther den Schild, mit der gesunden Hand sein hunnisches Halbschwert und schneidet Hagens rechtes Auge samt dem Kiefer hinweg. Als so jeder sein Zeichen hat, ruhen sie beisammen im Grase. Hiltgund, herbeigerufen, verbindet die Wunden und schenkt den Wein. Der König, weil er streitträge, bekommt zuletzt. Umher liegen Gunthers Bein, Walthers Hand, Hagens zuckendes Auge. Die zween Helden aber scherzen beim Becher: Walther soll Hirsche jagen zu Lederhandschuhen, wovon der rechte wohl auszustopfen sei; das Schwert werd' er rechts angürten und sein Weib einst links umfassen; Hagen werde statt Eberfleisch gelinden Brei essen und scheel blickend die Helden begrüßen. So erneuen sie blutig die Genossenschaft. Den ächzenden König heben sie zu Pferde. Die Franken kehren gen Worms, Walther in sein Heimatland.

Hörnen Siegfried.

(Siegfrieds Drachenkampf.)

Siegmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Siegfried. Groß, stark und unbändig ist der Knabe. Man rät dem König, ihn hinziehen zu lassen, so mög' er ein kühner Held werden. Siegfried scheidet von dannen; er kommt vor dem Walde zu einem Schmied, dem er dienen will. Aber er schlägt das Eisen entzwei und den Amboß in die Erde. Will man ihn darum strafen, so schlägt er Meister und Knechte. Der Meister denkt, wie er des Lehrlings los werde. Im Walde bei einer Linde liegt ein großer Drache. Dorthin schickt der Schmied den jungen Siegfried nach Kohlen in der Hoffnung, der Drache werd' ihn verschlingen. Aber Siegfried erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie in ein Tal zusammen, wo viel Gewürmes liegt. Bei dem Köhler holt er Feuer, zündet das Holz an und verbrennt die Würme. Ihre Hornhaut schmilzt, und ein Bächlein fließt davon. Siegfried taucht den Finger

ein, und als dieser erkaltet, ist er wie Horn. Jetzt bestreicht Siegfried sich den ganzen Leib, außer zwischen den Schultern, und wird davon hörnen. Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdienen. Als nun die schöne Kriemhild eines Mittags am Fenster steht, kommt ein Drache geflogen und rafft sie hin. Die Burg ist erleuchtet, als ob sie brenne. Hoch gegen die Wolken schwingt er sich. Traurig stehen Vater und Mutter. Der Drache führt die Jungfrau ins Gebirg auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Bis in das vierte Jahr hat er sie auf dem Steine, wo sie all die Zeit keinen Menschen sieht. Sie ist ihm gar lieb, und er läßt ihr nicht an Speise noch Trank gebrechen. Oft legt er sein Haupt in ihren Schoß, aber von seinem Atmen erzittert der Stein. Im Winter legt er sich vor die Höhle, worin sie sitzt, und hält die Kälte von ihr ab. Am Ostertag aber wird er ein Mann; denn er ist durch Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling zum Drachen verwandelt. Nach fünf Jahren soll er wieder menschliche Gestalt gewinnen, und bis dahin bewahrt er sich die Jungfrau. Sie aber weint täglich und bittet, daß er sie nur einmal Vater und Mutter wiedersehen lasse. Umsonst hat König Gibich in allen Landen nach seiner Tochter fragen lassen. Da reitet Siegfried eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Wald. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur. Rastlos, ohne Essen und Trinken, eilt Siegfried über das Gebirge, bis er am vierten Morgen vor den Drachenstein kommt. Der Zwerg Eugel sagt ihm, daß hier oben Kriemhild wohne und gibt ihm Rat, wie er hinaufgelangen könne. Erst muß der Riese Kuperan, der den Schlüssel zum Steine hat, bezwungen werden. Der Riese, von Siegfried überwunden, fällt diesen hinterrücks an, aber Eugel rettet ihn mit der unsichtbar machenden Nebelkappe. Der Stein wird aufgeschlossen, müde wird der Held, bis er hinaufkommt zu der weinenden Jungfrau. Dort findet er auch das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann. Da hören sie einen Schall, als fiele das Gebirg alles hernieder. Der Drache kommt dahergefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stößt er gegen den schütternden Stein. Die Jungfrau birgt sich in der Höhle, Siegfried aber springt zum Streite. Mit den Krallen reißt ihm der Drache den Schild ab, speit Flammen, rot und blau, und umflucht den Helden mit dem Schweif, um ihn vom Steine herabzuwerfen. Der Stein glüht, wie Eisen in der Esse, und schwankt von dem ungestümen Kampfe. Des Wurm Hornhaut wird erweicht von Schwertschlägen und Feuer. Da haut ihn Siegfried mitten entzwei; das eine Teil fällt vom Steine zu Stücken, das andre stößt Siegfried hintennach. So gewinnt er die Braut und führt sie von hinnen zusamt dem Schatze des Zwergkönigs Nibelung, welcher, von dessen Söhnen gehütet, unter dem Steine lag. Der Zwerg Eugel weissagt dem Helden frühen Tod.

Lied der Nibelunge.

(Siegfrieds Tod.)

In Burgunden erwuchs Jungfrau Kriemhild, die schönste in allen Landen. Drei königliche Brüder haben sie in Pflege, Gunther, Gernot und der junge Giselher. Zu Worms am Rheine wohnen sie in großer Macht; kühne Recken sind ihre Dienstmänner: Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, der Marschalk; deren Neffe, Ortwin von Metz; Gere und Eckewart, zween Markgrafen; Volker von Alzei, der Spielmann; Sindolt, der Schenke; Hunolt, der Kämmerer, und Rumolt, der Küchenmeister. In diesen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie ein schöner Falke, den sie gezogen, von zween Aaren ergriffen wird. Ute, ihre Mutter, deutet dieses auf einen edlen Mann, den Kriemhilden frühe verlieren möge. Aber Kriemhild will immer ohne Mannes Minne leben. Viele werben vergeblich um sie. Da hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden, von ihrer großen Schönheit. In früher Jugend schon hat er Wunder mit seiner Hand getan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen samt dem Schwerte Balmung und der Tarnkappe, den Lindwurm erschlagen und in dem Blute seine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umsonst gewarnt von den Eltern vor der burgundischen Recken Übermut. Köstlich ausgerüstet reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er sich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundschaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu sehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenster, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunthern gegen die Könige Liudeger von Sachsenland und dessen Bruder, Liudegast von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried gestritten, da erblüht rosenrot ihr schönes Antlitz; reiche Miete läßt sie dem Boten geben. Gunther aber bereitet seinen Helden ein großes Fest, bei dem Siegfried Kriemhilden sehen soll; denn die Könige wollen ihn festhalten. Wie aus den Wolken der rote Morgen, geht die Minnigliche hervor; wie der Mond vor den Sternen leuchtet sie vor den Jungfrauen, die ihr folgen; Dienstmänner, Schwerter in Händen, treten voran. Sie grüßt den Helden, sie geht an seiner Hand; nie in Sommerzeit noch Maientagen gewann er solche Freude.

Fern über See, auf Island, wohnt die schöne Königin Brünhild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obsiegen, in Speerschießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, so hat er das Haupt verloren. Auf sie stellt König Gunther den Sinn und gelobt seine Schwester dem

kühnen Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart besteigen die beiden ein Schiffelein und führen selbst das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen sie zur Burg Isenstein, wo Brünhild mit ihren Jungfrauen im Fenster steht. Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Roß, damit er für dessen Dienstmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfrieden vor dem Könige. Die Kampfspiele heben an; unsichtbar durch die Tarnkappe steht Siegfried bei Gunthern; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brünhild streift sich die Ärmel auf, einen Schild faßt sie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig schwer, schießt sie auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht und die beiden Männer straucheln; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühslich trügen, wirft sie zwölf Klafter weit, und über den Wurf hinaus noch springt sie in klingendem Waffenkleid; doch weiter wirft Siegfried den Stein, weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild sich besiegt und heißt ihre Mannen Gunthern huldigen. Zum Rheine will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor all ihre Freunde besandt hat. Jeder Gefahr zu begegnen, schiffte Siegfried heimlich von dannen, zum Lande der Nibelunge, wo er den großen Schatz hat; dort prüft er mit Kampfe den riesenhaften Burghüter und den Zwerg Alberich, der des Hortes pflegt; dann wählt er tausend der besten Recken von den Nibelungen, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen gen Isenstein. Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am gleichen Tage führt Gunther Brünhilden, Siegfried Kriemhilden in die Brautkammer. Doch Brünhild hat geweint, als sie Kriemhilden bei Siegfried am Mahle sitzen sah; vorgeblich, weil ihr leid sei, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde; und in der Hochzeitsnacht will sie nicht Gunthers Weib werden, bevor sie genau wisse, wie es so gekommen. Sie erwehrt sich Gunthers, bindet ihm mit ihrem Gürtel Füß' und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Siegfried bemerkt am andern Tage des Königs Traurigkeit, errät den Grund und verspricht, ihm die Braut zu bändigen. In der Tarnkappe kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit Brünhilden und bezwingt sie dem Könige. Einen Ring, den er heimlich ihr vom Finger gezogen, und den Gürtel nimmt er mit sich hinweg. Bald hernach führt er Kriemhilden in seine Heimat nach Santen, wo sein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen, und stets denkt Brünhild, warum Siegfried von seinem Lande keinen Lehndienst leiste. Sie beredet Gunthern, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf nächste Sonnenwende zu laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen

nach Worms. Beim Empfange blickt Brünhild unterweilen auf Kriemhilden, wie ihre Farbe gegen dem Golde glänzt. In festlicher Freude verbringen sie zehn Tage. Am elften, vor Vesperzeit, als Ritterspiel auf dem Hofe sich hebt, sitzen die zwei Königinnen zusammen. Da rühmt Kriemhild ihren Siegfried, wie er herrlich vor allen Recken gehe. Brünhild entgegnet, daß er doch nur Gunthers Eigenmann sei. So eifern sie in kränkenden Worten, und als man nun zur Vesper geht, kommen sie, die sonst immer beisammen gingen, jede mit besondrer Schar ihrer Jungfrau zum Münster. Brünhild heißt Kriemhilden als Dienstweib zurückstehn; da wirft Kriemhild ihr vor, sie sei nur das Kebsweib Siegfrieds, der ihr das Magdtum abgewonnen, und geht in das Münster vor der weinenden Königin. Nach dem Gottesdienste wartet Brünhild vor dem Münster und verlangt von Kriemhilden Beweis jener Rede. Kriemhild zeigt Ring und Gürtel, die Siegfried ihr gegeben, und abermals weint die Königin. Umsonst schwört Siegfried im Ringe der Burgunden, daß er Brünhilden nicht geminnet. Hagen gelobt, ihr Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrat. Falsche Boten werden bestellt und reiten zu Worms ein, als hätten sie von Liudeger und Liudegast, die man auf Treu und Glauben freigelassen, neuen Krieg anzusagen. Siegfried, der seinen Freunden stets gerne dient, erbietet sich alsbald, den Kampf für sie zu bestehen. Als das Heer bereit ist, nimmt Hagen von Kriemhilden Abschied. Sie bezeigt Reue über das, was sie Brünhilden getan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut sie ihm, daß Siegfried an einer Stelle, zwischen den Schultern, verwundbar sei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er sich im Blute des Drachen gebadet. Diese Stelle zu bezeichnen, näht sie, nach Hagens Rat, auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut sich der gelungenen List, und kaum ist Siegfried ausgezogen, so kommen andre Boten mit Friedenskunde. Ungerne kehrt Siegfried um; statt der Heerfahrt soll nun im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Wisente (wilde Ochsen) gehalten werden. Weinend ohne Maß, entläßt Kriemhild den Gemahl. Ihr hat geträumt, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide gejagt und die Blumen von Blut rot geworden, wie zween Berge über ihm zusammengefallen und sie ihn nimmermehr gesehen. Mit Gunthern, Hagen und großem Jagdfolge reitet Siegfried zu Walde. Gernot und Giselher bleiben daheim. Viel Rosse, mit Speise beladen, werden über den Rhein geführt auf einen Anger vor dem Walde. Die Jagdgesellen trennen sich, damit man sehe, wer der beste Weidmann sei. Siegfried nimmt sich einen alten Jäger mit einem Spürhund; kein Tier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer, er gewinnt Lob vor allen. Schon wird zum Imbiß geblasen, als Siegfried einen Bären aufjagt. Er springt vom Rosse, läuft dem Tiere nach, fängt und bindet es auf seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte; herrlich ist sein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu

spannen vermag, reich der Köcher, von Golde das Horn. Als er abgestiegen, läßt der den Bären los, der unterm Gebell der Hunde durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwert erschlagen wird. Die Jäger setzen sich zum Mahle; Speise bringt man genug, aber die Schenken säumen. Hagen gibt vor, er habe gemeint, das Jagen soll heut im Spessart sein, dorthin hab' er den Wein gesandt. Doch hier nahe sei ein kühler Brunnen. Zu diesem beredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie ziehen die Kleider aus, Siegfried legt sich vor Hagens Füße; wie zween Panther laufen sie durch den Klee; Siegfried, all sein Waffengerät mit sich tragend, erreicht den Brunnen zuerst. Doch trinkt er nicht, bevor der König getrunken. Wie er sich zur Quelle neigt, faßt Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß sein Blut an des Mörders Gewand spritzt. Hagen flieht, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried springt auf, die Speerstange ragt ihm aus der Wunde, den Schild rafft er auf, denn Schwert und Bogen trug Hagen weg; so ereilt er den Mörder und schlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dem Helden weicht Kraft und Farbe, blutend fällt er in die Blumen; die Verräter scheltend, die seiner Treue so gelohnt, und doch Kriemhilden dem Bruder empfehlend, ringt er den Todeskampf. In der Nacht führen sie den Leichnam über den Rhein. Hagen heißt ihn vor Kriemhilds Kammertür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und sieht den blutigen Toten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münster gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann ist, noch ehe sie ihn gesehen; zur Erde sinkt sie, und das Blut bricht ihr aus dem Munde. Der alte Siegmund wird herbeigerufen; Burg und Stadt erschallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; der König jammert. „Räuber“, sagt er, „haben den Helden erschlagen.“ Kriemhild heißt sie zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die Wunde des Toten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; sie hofft, auch sie werde der Tod hinnehmen. Meßopfer und Gesang für seine Seele rasten nicht in dieser Zeit. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt Kriemhild den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küßt den Toten, und ihre lichten Augen weinen Blut. Freudlos kehrt der König Siegmund heim. Kriemhild läßt sich am Münster eine Wohnung bauen, von wo sie täglich zum Grabe des Geliebten geht. Vierthalb Jahre spricht sie kein Wort mit Gunthern, und ihren Feind Hagen sieht sie niemals. Hagen aber trachtet, daß der Nibelungenhort in das Land komme. Gernot und Giselher bringen die Schwester erst dahin, daß sie Gunthern, mit Tränen, wieder grüßt; dann wird sie beredet, den Hort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu lassen. Als sie aber das Gold freigebig

austeilt, fürchtet Hagen den Anhang, den sie damit gewinne. Da werden ihr die Schlüssel abgenommen, und als sie darüber klagt, versenkt Hagen den ganzen Schatz im Rheine.

Der Nibelunge Not.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild im Witwendum gelebt. Da stirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird geraten, um die edle Kriemhild zu werben, und er sendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Den Königen zu Worms ist die Werbung willkommen; Hagen aber widerrät. Kriemhild selbst widerstrebt lange: Weinen geziem' ihr und andres nicht. Erst als Rüdiger heimlich mit ihr spricht und ihr schwört, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft sie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten hin, im Geleit ihrer Jungfrauen und des Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Ende dienen will. Ihr Weg geht über Passau, wo der Bischof Pilgrim, ihrer Mutter Bruder, sie wohl empfängt, dann über Pechlarn, wo sie in Rüdigers gastlichem Hause einspricht. Bei Tulln reitet König Etzel ihr entgegen mit all den Fürsten, die ihm dienen, Heiden und Christen. Die Hochzeit wird zu Wien begangen; zu Misenburg (jetzt Wiselburg) schiffen sie sich auf die Donau ein; von Schiffen, die man zusammengeschlossen, von Zelten, die man darüber gespannt, ist der Strom bedeckt, als wär' es Land und Feld. So kommen sie gen Etzelburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an helken Stelle sitzt. Sie genest eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird. Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergißt sie nicht ihres Leides; allzeit denkt sie, wie sie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man sie für freudlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt sie ihn, ihre Brüder zu einem Fest auf nächste Sonnenwende herzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten gesandt, und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. König Gunther bespricht sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft. Hagen, des Mordes eingedenk, rät ab von der Reise; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht zeihen, schließt er zürnend sich an, rät jedoch, mit Heereskraft auszufahren. Rumolts, des Küchenmeisters, Rat ist, daheim zu bleiben, bei guter Kost und schönen Frauen. Als sie zur Fahrt bereit sind, hat Frau Ute einen bangen Traum, wie alles Geflügel im Lande tot sei. Mit tausend und sechzig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen, und mit neuntausend Knechten erheben sich die Könige; durch Ostfranken ziehen sie zur Donau, zuvorderst reitet Hagen. Der Strom ist angeschwollen und kein Schiff zu sehen. Hagen geht gewappnet umher, einen Fährmann suchend. Er hört Wasser rauschen und horcht; in einem schönen Brunnen

baden Meerweiber. Er schleicht, ihnen nach, aber ihn gewahrend, entrinnen sie und schweben, wie Vögel, auf der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen und die eine, Hadeburg, verspricht ihm, wenn er es wiedergebe, das Geschick der Reise hervorzusagen. Wirklich verkündet sie, daß die Fahrt in Etzels Land wohl ergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, warnt die andre, Sieglind, jetzt noch umzukehren, sonst werden sie alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Kapellan werde heimgelangen. Noch sagen sie ihm, wenn er die Fahrt nicht lassen wolle, wie er über das Wasser komme. Jenseits des Stromes wohnt der Ferge des bayrischen Markgrafen Else; laut ruft Hagen hinüber und nennt sich Amelrich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er einen Goldring, als Fährgeld. Der Ferge rudert herüber, als er sich aber betrogen sieht und Hagen nicht vom Schiffe weichen will, schlägt er den Helden mit Ruder und Schalte. Hagen greift zum Schwerte, schlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es an den Grund. Dann bringt er das Schiff, das von Blute raucht, zu seinen Herren und fährt selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Rosse werden schwimmend übergetrieben. Den Kapellan aber, wie er über dem Heiligtume lehnt, schwingt Hagen aus dem Schiffe und stößt ihn, als er zu schwimmen versucht, zürnend zugrunde; dennoch kommt der Priester unversehrt an das Ufer zurück. Dort steht er und schüttelt sein Gewand. Hagen sieht, daß unvermeidlich sei, was die Meerweiber verkündet; da schlägt er das Schiff zu Stücken und wirft es in die Flut, damit, gibt er zuerst vor, kein Zager entrinnen könne. Bald aber sagt er den Recken ihr Schicksal, davor manches Helden Farbe wechselt. Sie ziehen fürder durch Bayerland, auch die Nacht hindurch. Volker reitet mit dem Heerzeichen vor. Hagen übernimmt weislich die Nachhut mit seinen Mannen und seinem Bruder Dankwart. Diese werden von Gelfrat und Else, die ihres Fergen Tod ahnden wollen, mit siebenhundert angefallen. Im Scheine des Mondes wird grimmig gestritten. Gelfrat fällt von Dankwarts Schwert und Else entflieht. Der Bayer bleiben hundert, die Burgunden viere tot. Seine Herren, die indes weitergeritten, läßt Hagen nichts von dem Kampfe wissen, damit sie ohne Sorge bleiben. Erst als die Sonne über die Berge scheint, sieht Gunther die blutigen Waffen und erfährt, wie gut Hagen gehütet. Über Passau kommen sie auf Rüdigers Mark, wo sie den Hüter schlafend finden, dem Hagen das Schwert nimmt. Es ist Eckewart, der mit Kriemhilden hingezogen. Beschämt über seine üble Hut, empfängt er das Schwert zurück und warnt die Helden. Zu Pechlarn erfahren sie die Gastfreiheit des Markgrafen Rüdiger und seiner Hausfrau Gotelind. Die schöne Tochter des Hauses wird Giselhern verlobt; auch keiner der andern geht unbeschenkt hinweg; König Gunther empfängt ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen den kostbaren Schild Nudungs, dessen Tod Gotelind beweint, Dankwart festliche Kleider, Volker, der zum Abschied fiedelt und singt,

zwölf Goldringe, die er, der Markgräfin zu Dienst, an Etzels Hofe tragen soll. Rüdiger selbst mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feste. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen den Gästen entgegen. Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine. Kriemhild steht im Fenster und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache sich freuend. Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den starken Siegfried schlug. Der Held ist wohl gewachsen, von breiter Brust und langen Beinen; die Haare grau gemischt, schrecklich der Blick, herrlich der Gang. Zuerst küßt Kriemhild Giselhern; als Hagen sieht, daß sie im Gruß unterscheide, bindet er sich den Helm fest. Ihn fragt sie nach dem Horte der Nibelunge; Hagen erwidert, er hab' an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild, daß sie gewarnt sind; wer es getan, dem droht sie den Tod. Zürnend sagt Dietrich, daß er gewarnt. Hagen nimmt sich Volkern zum Heergesellen. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Die Königin, durchs Fenster blickend, weint und fleht Etzels Mannen um Rache an Hagen. Sechzig derselben wappnen sich; als ihr diese zu wenig dünken, rüsten sich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kommt sie mit dieser Schar die Stiege herab. Der übermütige Hagen legt über seine Beine ein liches Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis scheint, grüner denn Gras; wohl erkennt Kriemhild, daß es Siegfrieds war. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen an sich, stark und lang, einem Schwerte gleich. Furchtlos sitzen sie da, und keiner steht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erschlagen; da spricht Hagen laut aus, daß er es getan, räch' es, wer da wolle! Die Hunnen sehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend. König Etzel, von all dem nichts wissend, empfängt und bewirbt die Helden auf das beste. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause Schildwacht. Volker lehnt den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und setzt sich auf den Stein an der Türe. Seine Saiten erklingen, daß all das Haus ertost; süßer und süßer läßt er sie tönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert sind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis; es sind Gewaffnete, von Kriemhilden geschickt; doch als sie die Türe so wohl behütet sehn, kehren sie wieder um, von Volkern bitter gescholten. Morgens, da man zur Messe läutet, heißt Hagen seine Gefährten statt der Seidenhemde die Harnische nehmen, statt der Mäntel die Schilde, statt der Kränze die Helme, statt der Rosen die Schwerter. Etzel fragt, ob ihnen jemand Leides getan. Hagen antwortet, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Festen drei Tage gewappnet zu gehen. Aus Übermut sagen sie dem König ihren Argwohn nicht. Nach der Messe beginnen Ritterspiele. Dietrich verbeut seinen Recken, teilzunehmen; auch

Rüdiger hält die seinigen ab, weil der die Burgunden unmutig sieht. Einem Hunnen, der bräutlich aufgeputzt, ein Traut der Frauen, daherreitet, sticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Hunnen rufen nach Waffen, Etzel selbst muß schlichten; er reißt einem das Schwert aus der Hand und schlägt die andern hinweg. Ehe sie zu Tische sitzen, sucht Kriemhild Dietrichs Hilfe; doch er verweist ihr den Verrat an ihren Blutsfreunden. Williger findet sie Blödeln, Etzels Bruder, dem sie die Mark des erschlagenen Nudung und dessen schöne Braut verheißt. Mit tausend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marschalk, mit den Knechten speist. Nach kurzem Wortwechsel springt Dankwart vom Tisch und schlägt ihm einen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor den Füßen liegt. Das ist die Morgengabe zu Nudungs Braut. Ein grimmer Kampf erhebt sich. Wer von den Knechten nicht Schwerter hat, greift zu den Stühlen. Die Hälfte der Hunnen wird erschlagen; aber andre zweitausend kommen und lassen nicht vom Streite, bis all die Knechte tot liegen. Dankwart allein haut sich zum Saale durch, wo die Herren sind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, seinen Oheimen zu Tische getragen. Da tritt Dankwart in die Tür, mit bloßem Schwert, all sein Gewand mit Hunnenblut beronnen. Laut rufend verkündet er den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Türe hüten, daß kein Hunne herauskomme. Dann schlägt er das Kind Ortlieb, daß sein Haupt in der Königin Schoß springt. Dem Erzieher des Knaben schlägt der das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel. So wütet er fort im Saale. Auch Volkern klingt sein Fidelbogen laut an der Hand. Rot sind seine Züge, seine Leiche hallen durch Helm und Schild. Er sperrt innen die Tür, während Dankwart außen die Stiege wehrt. Die Könige vom Rheine wollen den Streit erst scheiden; da es nicht möglich ist, kämpfen sie selbst als Helden. Kriemhild ruft Dietrichs Hilfe an. Der Held, auf dem Tische stehend und mit der Hand winkend, läßt seine Stimme schallen, wie ein Wisenthorn. Gunther hört im Sturme den Ruf und gebietet Stillstand. Dietrich verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der andern Seite führt er Etzeln, mit ihm gehen sechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünfhundert räumt ungefährdet den Saal. Einem Hunnen aber, der mit Etzeln hinaus will, schlägt Volker das Haupt ab. Was von Hunnen im Saal ist, wird niedergehauen. Die Toten werden die Stiege hinabgeworfen. Vor dem Hause stehen viel tausend Hunnen. Hagen und Volker spotten ihrer Feigheit; umsonst beut die Königin einen Schild voll Goldes, samt Burgen und Land, dem, der ihr Hagens Haupt bringe. An Etzels Hof lebt Hawart von Dänemark mit seinem Markgrafen Iring und dem Landgrafen Irnfried von Thüringen. Iring vermißt sich zuerst, Hagen zu bestehen. Da rüsten sich auch Hawart und Irnfried mit tausend Mannen. Aber Iring

fleht, daß sie ihn allein kämpfen lassen, wie er gelobt. Mit dem Schilde sich deckend, rennt er zum Saal hinauf, läuft bald den, bald jenen an, wird von Giselhern in das Blut niedergeschlagen, springt wieder empor und entweicht zu den Seinen, nachdem er vier Burgunden erschlagen und Hagen durch den Helm verwundet. Kriemhild selbst nimmt ihm, dankend, den Schild von der Hand. Hagen aber rühmt sich, daß die Wunde nur seinen Zorn auf Männertod gereizt. Abermals eilt Iring zum Streite, da schießt Hagen einen Speer auf ihn, daß ihm die Stange vom Haupte ragt; es ist sein Tod. Ihn zu rächen, führen Hawart und Irnfried ihre Schar hinan; auch sie fallen vom Schwerte, mit ihren tausend Mannen, die man, nach Volkers Rat, in den Saal bringen ließ. Stille wird es nun, das Blut fließt durch Löcher und Rinnsteine. Auf den Toten sitzend, ruhen die Burgunden aus. Aber noch vor Abend werden zwanzigtausend Hunnen versammelt; bis zur Nacht währt der harte Streit. Da versuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen. Kriemhild begehrt vor allem, daß sie ihr Hagen herausgeben. Die Könige verschmähen solche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf sie nieder, mit den Schilden wehren sie es ab und treten die Brände in das Blut. Rauch und Hitze tut ihnen weh; von Durst gequält, trinken sie, auf Hagens Anweisung, das Blut aus den Wunden der Erschlagenen; besser schmeckt es jetzt, denn Wein. Am Morgen sind ihrer noch sechshundert übrig, zu Kriemhilds Erstaunen. Mit neuem Kampfe beut man ihnen den Morgengruß. Die Königin läßt das Gold mit Schilden hereintragen, den Streitern zum Golde. Markgraf Rüdiger kommt und sieht die Not auf beiden Seiten. Ihm wird vorgeworfen, daß er für Land und Leute, die er vom Könige habe, noch keinen Schlag in diesem Streite geschlagen. Etzel und Kriemhild flehen ihn fußfällig um Hilfe. Jener will ihn zum Könige neben sich erheben; diese mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, so tut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, sie in seinem Hause bewirtet, seine Tochter, seine Gabe ihnen gegeben. Land und Burgen, was er vom Könige hat, heißt er wiedernehmen und will zu Fuß ins Elend gehen. Wohl weiß er, daß heute noch alles durch seinen Tod ledig wird. Doch er muß leisten, was er gelobt, steht auch Seel' und Leib auf der Wage. Weib und Kind befiehlt er den Gebietern und heißt seine Mannen sich rüsten. Kriemhild ist freudenvoll und weint. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schar daherkommen sieht, freut er sich der vermeinten Freundeshilfe. Rüdiger aber stellt den Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf. Umsonst mahnen sie ihn aller Lieb' und Treue. Er wünscht, daß sie am Rheine wären und er mit Ehren tot; aber den Streit kann niemand scheiden. Schon heben sie die Schilde, da verlangt Hagen noch eines. Der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben, ist ihm vor der Hand

zerhauen; er bittet Rüdiger um den seinigen. Rüdiger gibt den Schild hin, es ist die letzte Gabe, die der milde Markgraf geboten. Manches Auge wird von heißen Tränen rot, und wie grimmig Hagen ist, erbarmt ihn doch die Gabe. Er und sein Geselle Volker geloben, Rüdiger nicht im Streite zu berühren. Wohl zeigt der Spielmann die Goldringe, die ihm die Markgräfin, beim Feste sie zu tragen, gab. Hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, schrecklich klingen drin die Schwerter. Da sieht Gernot, wie viel seiner Helden der Markgraf erschlagen, und springt zum Kampfe mit diesem. Schon hat er selbst die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdiger den Todesstreich mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Tot fallen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben. Als der Lärm im Saale verhallt ist, meint Kriemhild, Rüdiger wolle Sühne stiften, bis der Tote herausgetragen wird. Ungeheure Wehklage erhebt sich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erschallt Etzels Jammerruf. Ein Recke Dietrichs hört das laute Wehe und meldet es seinem Herrn; der König oder die Königin selbst müsse umgekommen sein. Dietrich erinnert seine Helden, daß er den Gästen seinen Frieden entboten. Wolfhart will hingehn, die Märe zu erfragen; Dietrich aber, Wolfharts Ungestüm fürchtend, sendet den Helfrich. Dieser bringt die Kunde, daß Rüdiger samt seinen Mannen erschlagen sei. Der Berner will von den Burgunden selbst erfahren, was geschehen sei, und schickt den Meister Hildebrand. Als dieser gehen will, tadelt ihn Wolfhart, daß er ungewaffnet gehe und so dem Schelten sich aussetze. Da waffnet sich der Weise nach der Unbesonnenen Rat. Zugleich rüsten sich, ohne Dietrichs Wissen, all seine Recken und begleiten den Meister. Hildebrand befragt die Burgunden, und Hagen bestätigt Rüdigers Tod; Tränen rinnen Dietrichs Recken über die Bärte. Der Meister bittet um den Leichnam, damit sie nach dem Tode noch des Mannes Treue vergelten. Wolfhart rät, nicht lange zu flehen. Sie sollen ihn nur aus dem Hause holen, erwidert Volker, dann sei es ein voller Dienst. Mit trotzigem Reden reizen sich die beiden. Wolfhart will hinanspringen, aber Hildebrand hält ihn fest, an Dietrichs Verbot mahnend. „Laß ab den Leuen!“ spottet Volker. Da rennt Wolfhart in weiten Sprüngen dem Saale zu; zornvoll alle Berner ihm nach. Der alte Meister selbst will ihn nicht zum Streite veranlassen und ereilt ihn noch vor der Stiege. Ein wütender Kampf beginnt. Volker erschlägt Dietrichs Neffen Eigestab, Hildebrand Volkern, Helfrich Dankwarten. Wolfhart und Giselher fallen einer von des andern Schwert. Niemand bleibt lebend als Gunther und Hagen und von den Bernern Hildebrand, der mit einer starken Wunde von Hagens Hand entrinnt. Blutberonnen kommt er zu seinem Herrn, der traurig im Fenster sitzt. Dietrich fragt, woher das Blut. Der Meister erzählt, wie sie Rüdiger wegtragen wollen, den Gernot erschlagen. Als Dietrich den Tod Rüdigers bestätigen hört, will

er selbst hingehen und befiehlt dem Meister, die Recken sich waffnen zu heißen. „Wer soll zu euch gehn?“ sagt Hildebrand; „was ihr habt der Lebenden, die seht ihr bei euch stehn.“ Mit Schrecken hört der Berner den Tod seiner Mannen. Einst ein gewaltiger König, jetzt der arme Dietrich. Wer soll ihm wieder in sein Land helfen? O wehe, daß vor Leid niemand sterben kann! Das Haus erschallt von seiner Klage. Da sucht er selbst sein Waffengewand, der Meister hilft ihn wappnen. Dietrich geht zu Gunthern und Hagen, hält ihnen vor, was sie ihm Leides getan, und verlangt Sühne. Sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben, dann woll’ er selbst sie heimgeleiten. Hagen nennt es schmähhlich, daß zween wehrhafte Männer sich dem einen ergeben sollen. Schon als er den Berner kommen sah, vermaß er sich, allein den Helden zu bestehen. Des mahnt ihn jetzt Dietrich. Sie springen zum Kampfe. Dietrich schlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber töten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umschlingt jenen mit den Armen. So bezwingt er ihn und führt ihn gebunden zu der Königin. Das ist ihr ein Trost nach herbem Leide. Dietrich verlangt, daß sie den Gefangenen leben lasse. Dann kehrt er zu Gunthern; nach heißem Kampfe bindet er auch diesen und übergibt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung. Sie aber geht zuerst in Hagens Kerker und verspricht ihm das Leben, wenn er wiedergebe, was er ihr genommen. Hagen erklärt, er habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, solange seiner Herren einer lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Dieser weiß nun allein den Schatz; nimmer, sagt er, soll sie ihn erfahren. Aber ihr bleibt doch Siegfrieds Schwert, das er getragen, als sie ihn zuletzt sah. Das hebt sie mit den Händen und schlägt Hagen das Haupt ab. Der alte Hildebrand erträgt es nicht, daß ein Weib der kühnsten Recken erschlagen durfte. Zornig spring er zu ihr, nichts hilft ihr Schreien, mit schwerem Schwertstreich haut er sie zu Stücken. So liegt all die Ehre danieder; mit Jammer hat das Fest geendet, wie alle Lust zujüngst zum Leide wird.

3. Die Hegelinge.

Hagen von Irland.

[...]

Horand und Hilde.

[...]

Gudrun.

[...]

B. Nordische Gestaltung der Sage

Quellen für diese sind:

1. Die Heldenlieder der älteren oder sāmundischen Edda, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt größtenteils dem achten Jahrhundert angehören (W. Grimm, Heldensage, S. 4).
2. Die prosaische jüngere oder Snorros Edda, ein Lehr- und Handbuch der nordischen Poesie, welches, wenigstens teilweise, dem Isländer Snorro Sturleson, der von 1178 bis 1241 lebte, zugeschrieben wird. Dasselbe gibt in Auszügen der alten Lieder und Sagen eine Übersicht der nordischen Mythologie und auch der den deutschen verwandten Heldenkreise.
3. Die Wölsungen-Sage (Volsunga Saga), wahrscheinlich am Anfang des 13. Jahrhunderts abgefaßt.

Um die Quellenliteratur der nordischen Darstellung, wie früher die der deutschen, hier auf einmal zu erledigen, führe ich noch weitere Sagen und Lieder an, die ich zwar für die folgenden Umriss nicht besonders benützen, wohl aber in den nachherigen Ausführungen darauf Bezug nehmen werde:

4. Norna Gest's Sage, wahrscheinlich vom Anfange des 14. Jahrhunderts.
5. Ragnar Lodbrok's Saga, aus dem 13. Jahrhundert.
6. Hedins und Högnis Saga (im deutschen Gudrunliede Hettel und Hagen), aus der letzten Hälfte des 13. oder dem 14. Jahrhundert.
7. Die färöischen Volkslieder von Sigurd und seinem Geschlechte, welche noch jetzt auf diesen entlegenen Inseln des Nordmeeres zum Tanze gesungen werden.

Die nun folgenden Umriss der nordischen Gestaltung unserer Heldensage entsprechen dem, was wir aus der deutschen unter dem Namen der Nibelungen aufgeführt haben, mit Ausnahme des letzten, welcher den Hegelingen gegenübersteht.

Der Hort.

Die Asen Odin, Höner und Loke kommen auf ihrer Wanderung durch die Welt zu einem Wasserfalle, worin der Zwerg Andvare, in Gestalt eines Hechts sich Speise zu fangen pflegt. Otter, Reidmars Sohn, hat eben dort, als Fischotter verwandelt, einen Lachs gefangen und verzehrt ihn blinzeln. Loke wirft Ottern mit einem Steine tot, und sie ziehen ihm den Balg ab. Abends suchen sie Herberge bei Reidmarn und zeigen ihm den Fang. Reidmar und seine Söhne, Fafne und Reigen, greifen die Asen und legen ihnen auf, zur Buße für Otter und zur Lösung ihrer Häupter, den Otterbalg mit Gold zu füllen, auch außen mit Gold zu bedecken. Die Asen senden Loken aus, das Gold herzuschaffen. Loke fängt im Wasserfall mit dem erborgten Netze der Göttin Ran den Zwerg Andvare, und dieser muß zur Lösung all sein Gold geben. Einen Ring noch hält er zurück (denn mit diesem konnt' er sich sein Gold wieder mehren), aber auch den nimmt ihm Loke. Da spricht der Zwerg einen Fluch über den Schatz aus. Die Asen stopfen nun den Otterbalg mit Gold, stellen ihn auf die Füße und decken ihn auch außen mit Gold. Reidmar sieht noch ein Barthaar der Otter und heißt auch das bedecken. Da zieht Odin den Ring hervor und bedeckt es damit. Loke verkündet Reidmarn und seinem Sohne Verderben. Fafne und Reigen verlangen von dem Vater Teil an der Buße. Reidmar verweigert es. Dafür durchbohrt Fafne mit dem Schwerte den schlafenden Vater, nimmt alles Gold und versagt seinem Bruder Reigen den Anteil am Erbe. Auf Gnitahede liegt er und hütet den Hort in Gestalt eines Lindwurms, mit dem Ägishelm (Schreckenshelm), vor dem alles Lebende zittert. Reigen aber sinnt auf Rache.

Sigurd.

Sigurd, Sohn des Königs Siegmund von Frankenland, aus dem Heldengeschlechte der Wölsunge, lebt als Kind bei dem König Halfrek (in Dänemark). Seine Mutter Hiordis ist mit Alf, Halfreks Sohn, vermählt. Der kunstreiche Schmied Reigen, Reidmars Sohn, ist Sigurds Erzieher. Er reizt den Jüngling auf den Tod Fafnes und schmiedet ihm dazu aus den Stücken von Siegmunds zerbrochener Klinge, derselben, die einst Odin in den Stamm gestoßen, das Schwert Gram. Dieses ist so scharf, daß es, in den Strom gesteckt, einen Flock Wolle entzwei schneidet, der dagegen treibt. Sigurd aber will zuerst seinen Vater rächen, der im Kampfe gegen König Hundings Söhne gefallen. Er darf sich unter den Rossen des Königs Halfrek

eines auswählen; da begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach dessen Rat er dasjenige wählt, welches allein den reißenden Strom zu durchschwimmen vermag, Grani, von Odins Rosse Sleipnir stammend. König Halfrek gibt ihm auch Schiffsrüstung. Auf der Fahrt bricht ein Sturm herein; da steht ein Mann auf dem Berge, der sich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, stillt das Ungewitter und gibt dem Jüngling Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als siegbringend bezeichnet. Sigurd schlägt eine große Schlacht, worin Lyngwi, Hundings Sohn, und dessen drei Brüder umkommen. Danach zieht er mit Reigen auf die Gnitahede, macht eine Grube in Fafnes Weg zum Wasser und stellt sich hinein. Der alte, langbärtige Mann aber kommt wieder zu ihm und rät ihm, gegen Reigens Hinterlist mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufen könne. Als nun der Lindwurm giftsprühend über die Grube kriecht, da stößt ihm Sigurd das Schwert ins Herz. Fafne schüttelt sich, schlägt um sich mit Haupt und Schweif und weissagt sterbend, das Gold werde Sigurds Tod sein. Reigen schneidet dem Wurm das Herz aus, Sigurd soll es ihm braten. Dieser kostet den träufelnden Saft und versteht alsbald die Sprache der Vögel auf den Ästen. Sie raten ihm, selbst das Herz zu essen, Reigen, der auf Verrat sinne, zu töten und das Gold zu nehmen. Sigurd tut alles, was sie ihm geraten, und füllt zwei Kisten von dem Golde. Dazu nimmt er den Ägishelm, den Goldpanzer und das Schwert Rotte. Er beladet damit sein Roß Grane, das ihm Odin selbst aus Halfreks Herde kiesen half. Aber Grane will nicht von der Stelle, bis Sigurd ihm auf den Rücken steigt. Sigurd reitet aufwärts nach Hendarberg und lenkt dann südlich gen Frankenland. Auf einem Berge sieht er ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Wie er hinzukommt, steht da eine Schildburg und darauf eine Fahne. Er geht hinein und findet einen Gepanzerten schlafend daliegen; doch als er diesem den Helm abnimmt, sieht er, daß es ein Weib ist. Mit dem Schwerte schneidet er den festliegenden Panzer los, da erwacht sie. Es ist die Walküre Brünhild, von Odin in Schlaf gesenkt, weil sie dem Feinde eines Helden beistand, dem Odin Sieg verheißen. Nimmer soll sie fortan Sieg erkämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Dagegen hat sie das Gelübde getan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reicht sie jetzt das Horn voll Mets zum Gedächtnistrank, und sie schwören sich Eide der Treue. Sie lehrt ihn Runen und andre Weisheit, auch frühen Tod statt ruhmloser Vergessenheit wählen. Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem König am Rheine. Des Königs Söhne, Gunnar, Högni und Guttorm, schließen Freundschaft mit Sigurd, und er zieht mit auf ihre Heerfahrten. Gudrun, Giukis Tochter, ist die herrlichste Jungfrau, aber Träume haben ihr Übles verkündet. Ihre Mutter, die zauberkundige Grimhild, sieht, wie es ihrem Hause zustatten käme, den Helden festzuhalten. Eines Abends reicht sie ihm das

Horn mit einem Zaubertranke. Davon vergißt er Brünhilden und nimmt Gudrunen zur Frau. Gunnar aber will um Brünhilden werben, und Sigurd reitet mit ihm aus. Brünhilds Burg ist rings von Feuer umwallt, und den allein will sie haben, der durch die Flamme reitet. Gunnar spornt sein Roß, aber es stutzt vor dem Feuer. Er bittet Sigurden, ihm den Grane zu leihen, aber auch dieser will nicht vorwärts. Da vertauscht Sigurd mit Gunnarn die Gestalt, Grane erkennt die Sporen seines Herrn; das Schwert in der Hand, sprengt Sigurd durch die Flamme. Die Erde bebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brünhilden, die gewappnet dasitzt. Zweifelmütig schwankt sie auf ihrem Sitze wie ein Schwan auf den Wogen. Doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der das Feuer durchreiten würde. Drei Nächte bleibt er und teilt ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen beiden. Sie wechseln die Ringe, und bald wird Gunnars Hochzeit mit Brünhilden gefeiert. Jetzt erst erwacht in Sigurd die Erinnerung an die Eide, die er einst mit ihr geschworen; doch hält er sich schweigend. Einst gehen Brünhild und Gudrun zum Rhein, ihre Haare zu waschen. Brünhild tritt höher hinaus am Strome, sich rühmend, daß ihr Mann der bessere sei. Zank erhebt sich zwischen den Frauen über den Wert und die Taten ihrer Männer. Da sagt Gudrun, daß Sigurd es war, der durch das Feuer ritt, bei Brünhilden verweilte und ihren Ring empfing. Sie zeigt das Kleinod, Brünhild aber wird todesblaß und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlafe; doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sigurds Tod verlangt sie von Gunnarn, oder sie will nicht länger mit ihm leben. Högni widerrät; zuletzt wird Guttorm, der jüngste Bruder, der fern war, als die Eide mit Sigurd geschworen wurden, zum Morde gereizt. Schlange und Wolfsfleisch wird ihm zu essen gegeben, daß er grimmig werde. Er geht hinein zu Sigurd, morgens, als dieser im Bette ruht; doch als Sigurd mit seinen scharfen Augen ihn anblickt, entweicht er; so zum andernmal; das drittemal aber ist Sigurd eingeschlafen, da durchsticht ihn Guttorm mit dem Schwerte. Sigurd erwacht und wirft dem Mörder das Schwert nach, das den Fliehenden in der Türe so entzwei schlägt, daß Haupt und Hände vorwärts, die Füße aber in die Kammer zurückfallen. Gudrun, die an Sigurds Seite schlief, erwacht, in seinem Blute schwimmend. Einen Seufzer stößt sie aus, Sigurd sein Leben. Angstvoll schlägt sie die Hände zusammen, daß die Ross' im Stalle sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brünhild einmal von ganzem Herzen, als Gudruns Schreien bis zu ihrem Bette schallt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; sie weint nicht, wie andre Weiber, aber sie ist nahe daran, zu zerspringen vor Harm. Männer und Frauen kommen, sie zu trösten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt; wie sie Männer, Kinder, Geschwister, auf

der Walstatt, auf dem Meere verloren, Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, steinharten Sinnes sitzt sie bei der Leiche. Da schwingt Gullrönd, Giukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf schaut Gudrun einmal, sieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloschen, die Brust vom Schwerte durchbohrt. Da sinkt sie nieder aufs Polster, ihr Hauptschmuck löst sich, die Wange rötet sich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihr Knie.

Brünhild aber will nicht länger leben, umsonst legt Gunnar seine Hände um ihren Hals. Sie sticht sich das Schwert ins Herz und bittet noch sterbend, daß sie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwischen beiden, wie vormals.

Atlis Gastmahl.

Nach Sigurds Tode wird Gudrun mit Atli, dem mächtigen König in Hunaland, Brünhilds Bruder, vermählt. Diesen lüstet nach Sigurds Golde, das Gudruns Brüder behielten, und er ladet sie verräterisch zum Gastmahl. Vergeblich sucht Gudrun durch Runen und andre Zeichen, die sie den Boten mitgibt, ihre Brüder zu warnen; vergeblich erzählen die Frauen unheilvolle Träume. Gunnar und Högni mit ihrem Gefolge steigen zu Schiffe, sie rudern so heftig, daß die Wirbel zerbrechen. Als sie ans Land kommen, befestigen sie das Schiff nicht und reiten nach Atlis Burg. König Atli schart sein Volk zum Streite und fordert den Hort, den Sigurd gehabt und der jetzt Gudrunen gehöre. Aber jene verweigern ihn, und nun erhebt sich ein harter Kampf. Gudrun waffnet sich und ficht an ihrer Brüder Seite. Der Kampf endet so, daß alles Volk der Brüder fällt und zuletzt sie beide durch Übermacht gebunden werden. Atli verlangt, daß Gunnar das Gold ansage, wenn er das Leben behalten wolle. Gunnar will zuvor das blutige Herz seines Bruders sehen. Dem Knechte Hialli wird das Herz ausgeschnitten und vor Gunnarn gebracht, aber am Zittern dieses Herzens erkennt er, daß es nicht des kühnen Högnis sei. Nun läßt Atli dem Högni selbst das Herz ausschneiden; dieser lacht, während er die Qual erleidet. Das Herz wird Gunnarn gezeigt, und er erkennt es, denn es bebt so wenig, als da es in Högnis Brust lag. Nun weiß Gunnar allein, wo das Gold ist, und nimmer sagt er's aus. Da wird er in einen Schlangenhof gesetzt, die Hände festgebunden. Gudrun sendet ihm eine Harfe, die er mit den Zehen so kunstreich schlägt, daß alle Würmer einschlafen außer einer Natter, die ihn tödlich ins Herz sticht. Atli will sich mit Gudrun versöhnen, eine Totenfeier wird für ihre Brüder und für des Königs Mannen bereitet. Am Abend aber tötet

Gudrun ihre und Atlis beide Söhne, als sie auf der Bank spielen. Die Schädel der Knaben setzt sie dem König als Becher vor, läßt ihn daraus ihr Blut unter dem Weine trinken und gibt ihm ihre Herzen zu essen. In der Nacht aber ersticht sie ihn im Schlafe; an den Saal, wo Atlis Hofmänner liegen, läßt sie Feuer legen und, mit Schrecken erwacht, erschlagen diese einander selbst.

Schwanhild.

Nach solcher Tat will Gudrun nicht länger leben, sie nimmt Steine in den Busen und springt in die See; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zu der Burg des Königs Jonakur. Dieser nimmt sie zur Frau, und ihre Kinder sind Hamdir, Görli und Erp. Von Sigurd aber hat Gudrun eine Tochter, die Schwanhild heißt, an Schönheit vor andern Frauen ragend, wie die Sonne vor andrem Gestirn. Jörmunrek (Ermenrich), ein gewaltiger König, läßt durch seinen Sohn Randver und seinen Ratgeber Bicki (Sibich) um Schwanhild werben. Sie wird den Boten übergeben und zu Schiffe hingeführt. Der Königssohn sitzt bei ihr im Oberraume des Schiffes. Da spricht Bicki zu Randver, ziemlicher wäre für ihn die schöne Frau als für den alten Mann. Als sie aber heimgekommen, sagt er dem König, Randver habe der Braut volle Gunst genossen. Der zürnende König läßt seinen Sohn zum Galgen führen. Randver nimmt einen Habicht, rupft ihm die Federn aus und schickt ihn so dem Vater. Dieser erkennt in dem Vogel ein Zeichen, wie er selbst aller Ehren entkleidet sei, und will den Sohn noch retten. Aber Bicki hat betrieben, daß Randver bereits tot ist. Jetzt reizt er den König gegen Schwanhilden. Sie wird im Burgtore gebunden, von Rossen soll sie zertreten werden. Als sie aber die Augen aufschlägt, wagen die Rosse nicht, auf sie zu treten. Da läßt Bicki ihr das Haupt verhüllen, und so verliert sie das Leben.

Gudruns Söhne.

Gudrun mahnt ihre Söhne, die Schwester zu rächen. Hamdir und Sörli ziehen aus, wohl gewappnet, daß kein Eisen durchdringt; aber zumeist vor Steinen heißt die Mutter sie auf der Hut zu sein. Auf dem Wege finden sie ihren Bruder Erp und fragen: wie er ihnen helfen werde? Er antwortet: Wie die Hand der Hand oder der Fuß dem Fuße. Unzufrieden damit, erschlagen sie den Bruder. Bald aber strauchelt Hamdir und stützt die Hände unter, Görli

gleitet mit dem einen Fuß und wäre gefallen, hätt' er sich nicht auf beide gestützt; da gestehen sie, daß sie übel an ihrem Bruder getan. Sie gehen vor König Jörmunrek und fallen ihn an. Hamdir haut ihm beide Hände ab, Görli beide Füße. Ab müßte nun das Haupt, wenn Erp lebte. Nun dringen die Männer auf sie ein, sie aber wehren sich tapfer. Kein Eisen haftet auf ihnen, da rät ein alter, einäugiger Mann, sie mit Steinen zu werfen. So werden sie getötet.

Aslög.

Aslög, Sigurds Tochter von Brünhild, ist drei Winter alt, als ihre Eltern sterben. Heimer, ihr Pflegevater, fürchtet, daß man sie suchen werde, um das ganze Geschlecht zu vertilgen. Er verbirgt das Mägdlein, samt manchen Kleinoden, in einer Harfe und trägt es so von dannen. Wenn es weint, schlägt er die Harfe und schweigt es damit. In Norwegen kehrt er in einem kleinen Gehöft ein, wo ein alter Bauer mit seinem Weibe wohnt. Der Mann ist im Walde; das Weib zündet dem Wanderer ein Feuer an, und als er die Harfe neben sich niedersetzt, bemerkt sie den Zipfel eines kostbaren Kleides, der aus der Harfe hervorsteht; als Heimer sich am Feuer wärmt, sieht sie einen Goldring unter seinem schlechten Gewande vorscheinen. Sie führt ihn darauf in eine Scheune, wo er die Nacht schlafen soll. Als nun ihr Mann nach Hause kommt, reizt sie ihn auf den Tod des Fremdlings, um seinen Schatz zu gewinnen. Sie gehen in die Scheune, das Weib nimmt die Harfe weg, und der Mann schlägt Heimern mit der Axt. Im Verscheiden erhebt dieser so lautes Geschrei, daß das Gebäude einstürzt und die Erde bebt. Der Bauer und sein Weib wissen die Harfe nicht anders zu öffnen, als indem sie dieselbe zerbrechen. Da finden sie das Kind. Sie geben es für ihre Tochter aus und ziehen es als solche auf. Aslög hütet die Ziegen, als König Ragnar Lodbrok sie findet; von ihrer Schönheit ergriffen, erhebt er sie zu seiner Gemahlin und zur Stammutter nordischer Könige.

Hilde.

Hedin, König Hiarandis Sohn, entführt Hilden, des Königs Högni Tochter, während Högni nicht zu Hause ist. Als dieser es erfährt, will er Hedin mit Schiffsmacht aufsuchen und findet ihn mit einem zahlreichen Heer auf Haey (einer der Orkaden). Hilde geht zu ihrem Vater und bietet ihm in Hedins Namen Frieden an, setzt aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit sei und nichts weiter geben werde. Sie geht dann wieder zu Hedin und sagt, daß Högni den

Frieden verwerfe, weshalb sie ihn ermahne, sich zur Schlacht zu rüsten. Beide steigen ans Land und ordnen ihre Heere. Hedin ruft seinen Schmäher an, bietet ihm Frieden und viel Goldes zur Buße. „Zu spät!“ sagt Högni; „schon hab’ ich Dainsleif aus der Scheide gezogen, das Menschen töten muß, so oft es bloß ist, und keine Wunde, die es schlägt, ist heilbar.“ Sie beginnen den Streit und schlagen den ganzen Tag. Am Abend gehen die Könige zu Schiff, aber Hilde geht in der Nacht zur Walstatt und weckt durch Zauberkunst alle auf, die getötet waren. Den andern Tag gehen die Könige zum Schlachtfeld, und es kämpfen auch alle, die den vorigen Tag fielen. So dauert der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fallen, und alle Waffen, die auf dem Felde liegen, werden (nachts) zu Steinen; aber wenn es tagt, stehen alle Toten auf, und die Waffen werden neu. Bis zum Weltuntergang soll dieses fortwähren.

II. Erklärung der Heldensage.

Das Ethische.

Weder von geschichtlicher, noch von mythischer Seite erschließt sich uns der wahre und volle Gehalt des deutschen Heldenliedes. Das Geschichtliche ist nur in Durchgängen und Umrissen erkennbar, das Mythische verdunkelt und mißverstanden. Gleichwohl ist diese Heldensage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeschichte oder untergegangenen Heidenglaubens stehen geblieben, sie ist im längst bekehrten Deutschland lebendig fortgewachsen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefasst worden, hat noch lange nachher in der Erinnerung des Volkes gehaftet und spricht noch jetzt verständlich zum Gemüte.

Die Erklärung ist einfach, wenn wir sie im Wesen des Gegenstandes suchen. Unsere Sagenwelt ist weder Geschichte noch Glaubenslehre, sie soll auch keines von beiden für sich sein. Sie ist Poesie, und zwar diejenige Art derselben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterscheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetischer, er muß in der Natur der Volkspoesie gekeimt sein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoesie stellt als solche das Gesamtleben des Volkes dar, aus dem sie hervorgegangen ist. Sie umfasst also zwar auch Volksgeschichte und Volksglauben, aber sie vergeistigt jene und veranschaulicht diesen, sie nimmt dieselben ungeschieden von den übrigen Bezeichnungen des Lebens.

Denn wie die Geschichte selbst nicht bloß äußeres Ereignis ist, sondern teils in Taten ein Erzeugnis des Volksgeistes, teils durch äußere Einwirkungen, die er in sich verarbeitet, eine Entwicklung desselben, so sind noch weit mehr der Poesie die geschichtlichen Bestandteile nur das Mittel, den Volksgeist zur Erscheinung zu bringen. Das Einzelne, Vorübergehende faßt sie als Ausdruck des Allgemeinen, Dauernden. Nur in Beziehung auf das letztere kommt ihr geschichtliche Treue zu, jenes löst sie in diesem auf. Und so finden wir uns nicht auf die einzelnen Personen und Begegnisse, sondern auf Leben und Sitte des Volkes im ganzen, als die Grundlage der epischen Darstellungen, verwiesen. Einer urkundlichen Auffassung und Bewahrung des Geschichtlichen widerspricht auch geradezu die Natur einer fortlebenden Volkspoesie. Jedes denkwürdige Ereignis, jeder aufstrebende Held, der in den Gesang aufgenommen wird, reiht sich dem Kreise poetischer Überlieferungen an, deren Ursprung sich in die dunkeln Anfänge des Volks selbst verliert, deren Geist und Wesen durch den neuen Zuwachs nicht so leicht umgewandelt, als, sich diesen aneignend, fortgebildet und vielgestaltiger ausgeprägt wird. Die Vorstellungen eines Volkes vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edeln, sowie von den Gegensätzen, die damit im Kampfe stehen, sind zu tief eingepflanzt, als daß nicht der geschichtliche Held, der gewaltigste Eroberer, dessen Name und Wirken in die Überlieferung eintritt, dem Charakter nach je mehr und mehr in jenen volkstümlichen Ansichten aufgehen müßte. Geht aber mit dem Volksgeiste selbst allmählich eine Umwandlung vor, so wechselt auch die Bedeutung der Sage, und das Geschichtliche, was in ihr lag, ist notwendig dieser Veränderung mit unterworfen. Auf der andern Seite spricht sich der Glaube jugendlicher Völker nicht in abgezogenen Lehrbegriffen, sondern in dichterischen Bildern aus. Der innere Gehalt selbst, der unter diesen Bildern ruht, ist durch das äußere Leben vielfach bedingt. Die höchsten und einfachsten Erkenntnisse liegen in jedem Menschen und jedem Volke, wenn nicht entwickelt, doch der Entwicklung fähig; sie sind von jeder geistigen Natur unzertrennlich. Auch ohne Überlieferung müßten sie sich mit dem Menschengeschlechte ewig neu erzeugen, und wo sie durch Überlieferung entstellt oder verkümmert sind, werden sie aus dem Innern reiner und kräftiger wiedergeboren. Aber ihre Entwicklung, ihr Ausdruck, ihre Anwendung wird durch die Verschiedenheit der äußern Umstände auf das mannigfaltigste bestimmt. So bedeutend die Glaubenslehre auf das Leben eines Volkes einwirkt, so gewiß ist ihr Geist und ihre Gestaltung von dessen äußern Lebensverhältnissen abhängig. Je weniger dasselbe noch für allgemeine Wahrheit empfänglich ist, je mehr ihm die religiösen Antriebe nur in unmittelbarem Bezug auf das Leben erkennbar und bedeutsam sind, um so mehr muß sein Glaube das Gepräge des Lebens an sich tragen. Daher der kriegerische Geist der odinischen Lehren, daher die

sinnliche Gestalt, welche das Christentum selbst im Mittelalter an sich genommen. Vornehmlich aber wird die Volkspoesie, im Unterschied von derjenigen eines besondern Priesterstandes, aus der Glaubenslehre nur dasjenige ergreifen, was sich in Tat und Leben gestalten läßt. Von der mythischen also, wie von der geschichtlichen Seite unserer Volkspoesie kommen wir auf dasselbe Gebiet; keine von beiden für sich konnte uns das Wesen dieser Poesie erschließen; nur da, wo beide zusammentreffen, wo die Geschichte aus der Gesinnung hervorgeht, wo der Glaube sich in Gestalt und Handlung zeigt, nur in dem Ganzen des Volkslebens und der Volkssitte, des Volkscharakters, der wie der Charakter des einzelnen aus den mannigfachsten innern und äußern Bestimmungen zusammengesetzt ist, kann uns auch das Gesamtbild, welches die Poesie gibt, seine volle Erklärung gewinnen. Die beiden Äußersten, Geschichtliches und Mythisches, haben sich in der Wirklichkeit wie im Gedichte bedeutend abgeschliffen; die geschichtlichen Erscheinungen haben andern und anderartigen Platz gemacht und ebenmäßig sind auch die geschichtlichen Bestandteile des Epos vergessen oder verwandelt; der odinische Glaube, der gotische Mythos mussten der christlichen Lehre weichen und so sind auch die mythischen Sagenbilder zurückgetreten; aber der Kern, in dem äußeres und inneres Leben zusammenschmolz, ist unaufgelöst geblieben, Grundzüge des germanischen Volkscharakters haben die mächtigsten, politischen und religiösen, Veränderungen überdauert, sie konnten darum auch im Gedichte fortleben und schon diese Fortdauer im Wechsel verbürgt ihnen zugleich eine allgemeine menschliche Geltung. Sie nun als das Gemeinsame in Leben und Liede hervorzuheben, soll im folgenden versucht werden. Es wird sich dabei zeigen, wie aus der allgemeinen Begründung, aus der gemeinsamen Wurzel auch das einzelne in Gestalten und Ereignissen oft in auffallendem Einklang zwischen Wirklichkeit und Gedicht hervorgeht, ohne daß wir bei diesen Übereinstimmungen im einzelnen einen eigentlich geschichtlichen Zusammenhang anzunehmen genötigt oder befugt wären.

Staatenbildungen, darin der einzelne mit Bewusstsein sich der Idee des Gesamtvereins unterordnet, sind nicht das Werk der Zeitalter, in welchen die Sagendichtungen erblüht. In der Jugend der Völker knüpft sich jedes gesellige Band unmittelbar durch Naturgesetz, nächstes Bedürfnis, persönliche Schätzung und Zuneigung; durchaus bindet sich nur Lebendiges an Lebendiges, Person an Person, das Nächste an sein Nächstes. So bildet sich eine Menge besonderer Genossenschaften im Gegensatz eines allgemeinen Gesellschaftsverbandes. Was aber allen Völkern auf derselben Lebensstufe gemeinsam ist, das haben auf ausgezeichnete Weise die germanischen Stämme auch in die vorgerückte, umfassendere Bildung ihres

sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes übertragen und bis zum Wendepunkte des Übergangs der mittleren in die neuere Zeit beharrlich daran festgehalten.

Die erste und ursprünglichste jener Genossenschaften ist die Familie. Aus ihr oder nach ihrem Vorbilde gestalten sich die weiteren Vereine. Auf diese Fortbildung aber war es von bedeutend verschiedenem Einfluß, ob ein Volk von uralter Zeit in seinen Wohnsitzen geblieben war und sich auf den Verteidigungskrieg, auf heimische und nachbarliche Fehden, beschränkt, oder ob es wandernd und erobernd sich auswärts verbreitet hatte.

Schon im ältesten Deutschland finden wir, bei Tacitus, die Grundformen vorgezeichnet und unterschieden, aus welchen sich das germanische Gesellschaftsleben im Lauf der Jahrhunderte nach jenen beiderlei Hauptrichtungen entwickelt hat.

In dem einen Zustande, dem seßhaften, stellt sich zuerst die Familie selbst in ihrem ursprünglichen Wesen dar. Das unstädtische Einzelwohnen der Germanen, wie es bis jetzt noch in abgelegeneren Gegenden sich erhalten hat, die Abgeschlossenheit der eingehetzten Höfe, jeder mit seinem Quelle, seinem Feld und Walde (Tac. Germ. K. 16), bezeichnet, schon in malerischem Anblick, die Vorliebe für Beschränkung auf den engeren Kreis des Hauses. Die Genossen desselben sind auf das genaueste unter sich verbunden und verbürgt, jeder muß die Feindschaften und Freundschaften seines Vaters oder Verwandten übernehmen, das ganze Haus empfängt die Sühne für Totschlag und Gewalttat an seinen Angehörigen (Germ. K. 21. 7). Auch in der Schlacht bildet nicht zufällige Zusammenrottung die Scharen, sondern Hausgenossen und Blutsverwandtschaften stehen zusammen, ein vorzüglicher Anreiz zur Tapferkeit (K. 7). Je weniger nun bei alteingesessenen oder in großer Masse angesiedelten Völkern die gemeine Freiheit der andern, erobernden Richtung unterlegen ist, um so länger erhielt sich bei ihnen die volle Kraft des Familienbandes, um so stetiger erweiterte sich dasselbe zu den größern Bürgschaften der Gemeinde, des Gaus, des gesamten Volksstamms. Bei den Dithmarsen, die bis in späte Zeit ihre Volksfreiheit behauptet, bestand noch im sechzehnten Jahrhundert die Einteilung in Geschlechter (Schlachten, Klufte), deren Mitglieder in Lieb und Leid, in Eid und Blutrache sich auf alle Wege zu vertreten hatten. Überhaupt haben auch die größeren Vereinigungen, bis zu der Gesamtbürgschaft unter allgemeinem Volksrecht und Gerichte, sich nicht etwa bloß nach Ähnlichkeit des Familienverbandes ausgebildet, sondern diesem selbst wurden fortwährend seine unmittelbarsten Befugnisse belassen. Die ältern germanischen Rechte, wie sie besonders zur Zeit der fränkischen

Herrschaft aufgezeichnet worden, gestatten bei gröbern Friedensbrüchen dem Verletzten und seiner Verwandtschaft noch immer die Wahl zwischen Klage und Selbsthilfe oder Selbstrache; ein solches Fehderecht besteht das ganze Mittelalter hindurch, und im Gerichtswege selbst, wie er durch Landrechte und Weistümer bestimmt ist, bleiben die alten Blutsrechte in der Klage auf Wergeld und der Eideshilfe durch die Gesippten anerkannt.

Das andere der beiden Grundverhältnisse, die Richtung auf Fahrt und Eroberung, hat ihre älteste Form in der Gefolgschaft. Abkömmlinge der edelsten Geschlechter umgaben sich, nach Tacitus, mit einer Schar erlesener Jünglinge, denen sie Nahrung, Roß und Waffen reichten und deren Unterhalt sie, wenn die Anzahl groß und daheim langer Friede war, nur dadurch aufzutreiben vermochten, daß sie dieselben auswärts auf Krieg und Beute führten. Ein solches Gefolge hatte seine Abstufungen; alle wetteiferten, wer dem Führer am nächsten stehe; er selbst rang mit ihnen um den Preis der Tapferkeit; seinem Ruhm auch ihre Taten beizuzählen, ihn zu schützen und zu schirmen, war ihre heiligste Pflicht, ehrlos für immer, wer ihn überlebend aus der Schlacht gekehrt (Germ. K. 13. 14). Dieser einfachen Anlage war ein unbegrenzter Spielraum eröffnet in jener großen Bewegung, welche die Völker aus ihren Wohnsitzen aufrüttelte, in den Heereszügen, die Jahrhunderte hindurch von einem Ende Europas zum andern drängten. Aus der Gefolgschaft erwuchs in den bewältigten Ländern Königsgewalt und Mannendienst. Wie in der Richtung nach innen das Landrecht, so entwickelte sich in dieser erobernden das Lehenrecht. Fortwährend begünstigt durch den kriegerisch unternehmenden Geist des Mittelalters, erreichte sie ihr Äußerstes, indem sie das Deutsche Reich zu einem vollendeten Lehnstaat umschuf. Aber sie verleugnet nicht die Beziehung auf die Bande des Bluts.

Die besondere Schutzpflicht, welche das Gefolge seinem Häuptling schuldig war, die Ächtung derjenigen, welche seinen Fall überlebten, entsprechen den Bürgschaften des Familienvereins. Verschiedene Arten der Bluts- und Waffenbrüderschaft traten hinzu und sollten ganz die Stelle der angeborenen Verwandtschaft ersetzen. Der Lehensherr und die Mannen, die unter und mit ihm zu einem Lehenhofe vereinigt waren, bildeten eine Genossenschaft, die nach Art eines Geschlechts in sich verbunden und verbürgt war. Der Schlußstein jeder solchen Verbürgung, Recht und Pflicht der Blutrache, kann auch der Gefolgschaft und ihren Entwicklungen ursprünglich nicht gemangelt haben, und es ließen sich darüber bestimmte Nachweisungen geben. Selbst die eigentlichen Blutsbande fehlen nicht, denn je mehr im Zeitverlaufe Lehenbesitz und Dienstpflicht stetig und erblich wurden, um so

vielfacher die engere Befreundung durch Heirat und durch Übertragung der Lehen auf Anverwandte; Mannschaft und Magschaft werden daher so häufig recht im Anklange zusammengenannt. Durchaus reiht sich auch im Lehensverbande je ein lebendiges Glied an das andre. Eben darum aber konnte durch das Lehenwesen niemals eine feste Staatsverfassung begründet werden, in deren Begriff es liegt, daß jeder einzelne dem Ganzen diene. Die Verkettung ging über ihren Grundsatz hinaus, sie war zu ausgedehnt, um noch lebendig fühlbar zu sein, und die Kraft der einzelnen, näheren Gliederungen war größer, als die des allgemeinen Zusammenhangs; sie schwächte diesen und hob ihn oft gänzlich auf. Der Feudalkaiser, an der Spitze des Ganzen, wurde dessen niemals mächtig und seine Hauptstärke lag in seinen unmittelbaren Lehensverbindungen. Die religiöse Idee des Kaisertums trat zu wenig in die Wirklichkeit, um die fehlende Kraft der Einigung zu ersetzen; sie vermochte nicht, die Gegenwirkungen des germanischen Lebenstriebes zu bemeistern.

Je weniger in den allgemeinen Einrichtungen Gewähr der Sicherheit lag, um so fester mußten die Glieder der besonderen Genossenschaften sich zusammenschließen. Hier allein war Schutz und Anhalt in so stürmisch bewegter Zeit. Hier wurden Not und Neigung, Liebe und Pflichtgefühl, Blutsband und Wahlverwandtschaft, Gewohnheit und bewährtes Vertrauen mannigfach und unauflöslich verflochten. Der Inbegriff aber all dieser leiblichen und geistigen, natürlichen und sittlichen Bindmittel ist die Treue; in ihr erkennen wir die beseelende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens.

Das allgemeine Gebot der Treue, sich wechselseitig zu vertreten und zu unterstützen, äußert sich nach der Natur jeder Genossenschaft und dem jeweiligen Bedürfnis ihrer Glieder auf sehr verschiedene Weise. Wenn dithmarsische Bundbriefe die Verbindlichkeit auflegen, dem verunglückten Genossen das abgebrannte Haus wieder unter Dach zu bringen oder den gebrochenen Deich herzurichten, dem Erkrankten den Acker zu bestellen und die Ernte einzusammeln, so enthalten die Lehenssatzungen die ritterliche Mannenpflicht, den Herrn nicht im Kampfe zu verlassen, bei Verlust des Lehens, ja ihm, wenn er in Gefahr ist, statt des verlorenen Pferdes das eigene abzutreten, ganz entsprechend der vorerwähnten Verpflichtung des altgermanischen Gefolges. Von den Hilfleistungen und Liebesdiensten jener mildern Art steigt die Treuepflicht an bis zu den strengsten der Fehde und der Blutrache.

Das Sicherheitsgefühl des einzelnen beruhte vorzüglich darin, daß jeder Angriff auf ihn zugleich seine Blutsverwandten oder sonstigen Genossen verletzte und aufrief; der

Erschlagene selbst lag nicht eine vergessene Leiche, er lebte fort in der beleidigten Genossenschaft, bis sein Fall vergolten war; seinen Harnisch und mit diesem die Rachepflicht übernahm der nächste Erbe gleich als erstände der Tote selbst in seinen Waffen³. Der gewaltsame Tod eines einzigen Mannes wucherte fort in blutiger Fehde der Geschlechter und Landsmannschaften. Davon sind die nordischen Geschichtssagen voll, und die gleiche Erscheinung zeigt sich bei den deutschen Stämmen, welche das altgermanische Wesen am treuesten bewahrt haben. Ein Beispiel der ostfriesischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts führte von der Bahre eines Erschlagenen, durch stufenweises Anschwellen einer zwanzigjährigen Fehde zwischen Ostringern und Wangerländern und ihren beiderseitigen Verbündeten, zuletzt auf Schlachtfelder, wo Hunderte und Tausende gefallen sein sollen⁴. Das deutsche Recht suchte den Gewalttaten zu steuern, indem es Bußen festsetzte, welche der Beschädigte oder seine Angehörigen einzuklagen, der Täter und die Seinigen zu bezahlen hatten. Die wichtigste derselben war das Wergeld, die Buße für den Totschlag; Todesstrafe, überhaupt körperliche Bestrafung, den germanischen Völkern nur für einzelne Ausnahmefälle erhört, kam erst nach Einführung des Christentums allmählich bei ihnen auf. Die Bußen erscheinen bereits bei Tacitus und im nordischen Mythos und sind überall in den ältesten Gesetzen mit großer Genauigkeit bestimmt und abgestuft⁵. Aber die Rechtshilfe durch Bußen war schon dem Grundsatz nach sehr unzureichend, sie konnte den Frieden nicht sichern, sie machte ihn nur möglich. Denn es stand bei den Beleidigten, ob sie durch Klage oder durch Fehde Genugtuung suchen wollten, und der Beleidiger hatte die Wahl, vor Gericht oder auf dem Kampfplatz sich zu verteidigen. Die Mordklage selbst noch war von kriegerischer Art, der Kläger auf Wergeld erschien in den Waffen, bereit, an dem widerspenstigen Gegner gewaltsame Genugtuung zu nehmen, den leugnenden im Gerichtskampfe zu überweisen. Überhaupt aber wurde in der Gesinnung der Wehrhaften die Fehde dem Abkommen auf das Wergeld vorgezogen. Es gab solche, die sich rühmten, niemals zur Bezahlung einer Buße sich verstanden zu haben; noch mehr aber galt es für fromm und ehrenvoll, Rache statt der Buße zu nehmen. „Ich will meinen Sohn nicht im Beutel tragen,“ sprach ein isländischer Greis, als ihm Buße für den erschlagenen Sohn geboten ward; er nahm lieber den edlen Ausweg, dem flehenden Totschläger Wohltaten zu erweisen. Der dänische Geschichtsschreiber Saro, ein christlicher Priester nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts, gibt bei Anlässen, die ihm

³ Lex Anglior. et Werinor. Tit. 6. De Alodibus: Ad quemcumque hereditas terrae per pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica, et ultio proximi, et solutio leudis, debet pertinere.

⁴ Wiarda, Ostfriesische Geschichte I, 160 ff.

⁵ Die Lösung der Asen durch Füllen und Hüllen des Otterbalges mit Gold ist als eine Getreidebuße nachgewiesen, von der noch in sächsischen Bauernweistümern Spuren übrig sind, nur daß die Fabel Gold statt des Weizens aufschütten lässt. (Grimm, Rechtsaltertümer S. 668-75.)

seine Erzählung zahlreich darbietet, offen genug zu verstehen, daß er die Verwandtenrache für rühmlich ansehe. Wenn dagegen, ein Jahrhundert später, der Bruder Berthold eifrig wider dieselbe predigt, so zeigt er nur, wie fest diese Sitte noch damals im Sinne des deutschen Volkes begründet war. Es ist auch nicht zu mißkennen, daß sie, so blutig ihre Früchte waren, doch in der tiefsten Treue selbst ihre mächtige Wurzel hatte⁶.

Wenden wir uns von diesem Blick auf das germanische Leben zu dem Ausdruck desselben in den Heldenliedern, so bemerken wir leicht, daß in ihnen sich vorzugsweise diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteste und einfachste Erscheinung wir in den Gefolgschaften kennen gelernt haben. Schon der geschichtliche Bestandteil der Lieder gehört den Zeiten der Völkerzüge, der wechselvollen Gestaltung germanischer Königreiche in den eroberten Ländern an. In diese Richtung fällt überhaupt das gewaltigere, bewegtere Leben, dessen Wellenschlag im Liede tönt; wo das Heldentum selbst, da ist der Ursprung des Heldenliedes. Die Eroberung ist über ganz Europa geschritten. Die kriegerische, feudalistische Richtung hat auch in der Wirklichkeit die Oberhand gewonnen und durch die Jahrhunderte, in welchen der Heldensang geblüht, ihre Herrschaft ausgebreitet und festgepflanzt. Aber diese Poesie ist nicht in der Art einseitig geworden, daß sie der künstlicheren Abgemessenheit des Lehenwesens sich hingeeben hätte; sie hat sich ihre frische Volkstümlichkeit bewahrt, indem sie aus den verschiedenen Zeiten und Bildungsstufen, die sie durchzogen, nur das Gemeingültige in sich aufgenommen, indem sie noch überall die ursprünglichen Grundformen durchschauen läßt und an den natürlichen, einfach menschlichen Verhältnissen festhält. Die Treue, der Grundtrieb des germanischen Lebens, ist darum auch die Seele der Lieder; sie erscheint hier in ihrer vollen Stärke und Wahrheit, in ihren mildesten, edelsten Äußerungen, wie in den gewaltsamen der Blutrache, denn was die Zeit so mächtig und leidenschaftlich aufregt, dem konnte auch in der Poesie seine Geltung nicht entstehen.

Der dichtende Geist ist sich der Grundbestimmungen des Lebens, das er darstellt, auch nur in ihrer vollen, lebendigen Erscheinung bewußt. Diese ungeteilte Auffassung des Lebendigen ist am meisten denjenigen Zeitaltern eigen, in welchen alle geistigen Vermögen noch einzig und ungeschieden in der Poesie gesammelt sind. Die Hauptverhältnisse des Lebens treten daher durchaus in bestimmten Gestalten hervor; soferne aber diese nicht absichtlich erlesen sind, die

⁶ Wergeld und Blutrache bei nichtdeutschen Völkern: bei den Griechen, II. IX, 632-36. XVIII, 497-500. Od. III, 196-8. XV, 272. XXIII, 118-22. XXIV, 433-5. 470. II. II, 262 f.; Geschlechter stehen in der Schlacht beisammen. VI, 58. 61: Auch das Knäblein im Mutterschoße nicht verschont, vgl. XXII, 63 f. Bei den Serben, Talvi I, 279. Bei den Montenegrinern, Wila II, 263 f. Bei den Russen, v. Eggers, Altrussisches Recht. Die schottischen Clane, vgl. Minstrels I, LXX f. 290 f.

Träger der Begriffe zu sein, sondern aus der Anschauung ins Gedicht übergehen, behaupten sie, neben der allgemeinen Bedeutung, ihren Anspruch als selbstständige Charaktere. Die vorangestellten Andeutungen über das Wesen unsrer Lieder und ihren Zusammenhang mit dem Leben können daher nur dadurch vollständig erläutert und bestätigt werden, daß wir die Hauptcharaktere derselben, bald in Klassen aufgefasst, bald einzeln hervorge stellt, wie es die Lieder selbst ergeben, der Reihe nach aufführen und beleuchten. Das Grundverhältnis der Gefolgschaft unterlegend, stellen wir uns die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolges, im Kreise versammelt vor.

Die Könige. [...]

Die Meister. [...]

Die Recken. [...]

Heergesellen. [...]

Wolfgang. [...]

Der Spielmann. [...]

Der streitbare Mönch. [...]

Rumolt. [...]

Rüdeger. [...]

Waffen und Rosse. [...]

Die Ungetreuen. [...]

Ermenrich. [...]

Gibich. [...]

Wittich und Heime. [...]

Hagen. [...]

Die Frauen. [...]

Helche. [...]

Ute. [...]

Gudrun. [...]

Kriemhild. [...]

Stil. [...]

Quelle:

Uhlands Werke. Dritter Teil. Zur Geschichte der Dichtung und Sage. Hrsg. von Adalbert Silbermann. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart: Bong o.J., S. 31-99.

Die Heldensage: Uhland, Ludwig: Werke in drei Teilen. Hrsg. v. Adalbert Silbermann. Berlin u.a. 1910, Bd. 3, S. 31-39; Inhalt der Heldensage: Uhland, Ludwig: Werke in drei Teilen. Hrsg. v. Adalbert Silbermann. Berlin u.a. 1910, Bd. 3, S. 61-78; Nordische Gestaltung der Sage: Uhland, Ludwig: Werke in drei Teilen. Hrsg. v. Adalbert Silbermann. Berlin u.a. 1910, Bd. 3, S. 83-90; Erklärung der Heldensage: Uhland, Ludwig: Werke in drei Teilen. Hrsg. v. Adalbert Silbermann. Berlin u.a. 1910, Bd. 3, S. 91-99.